

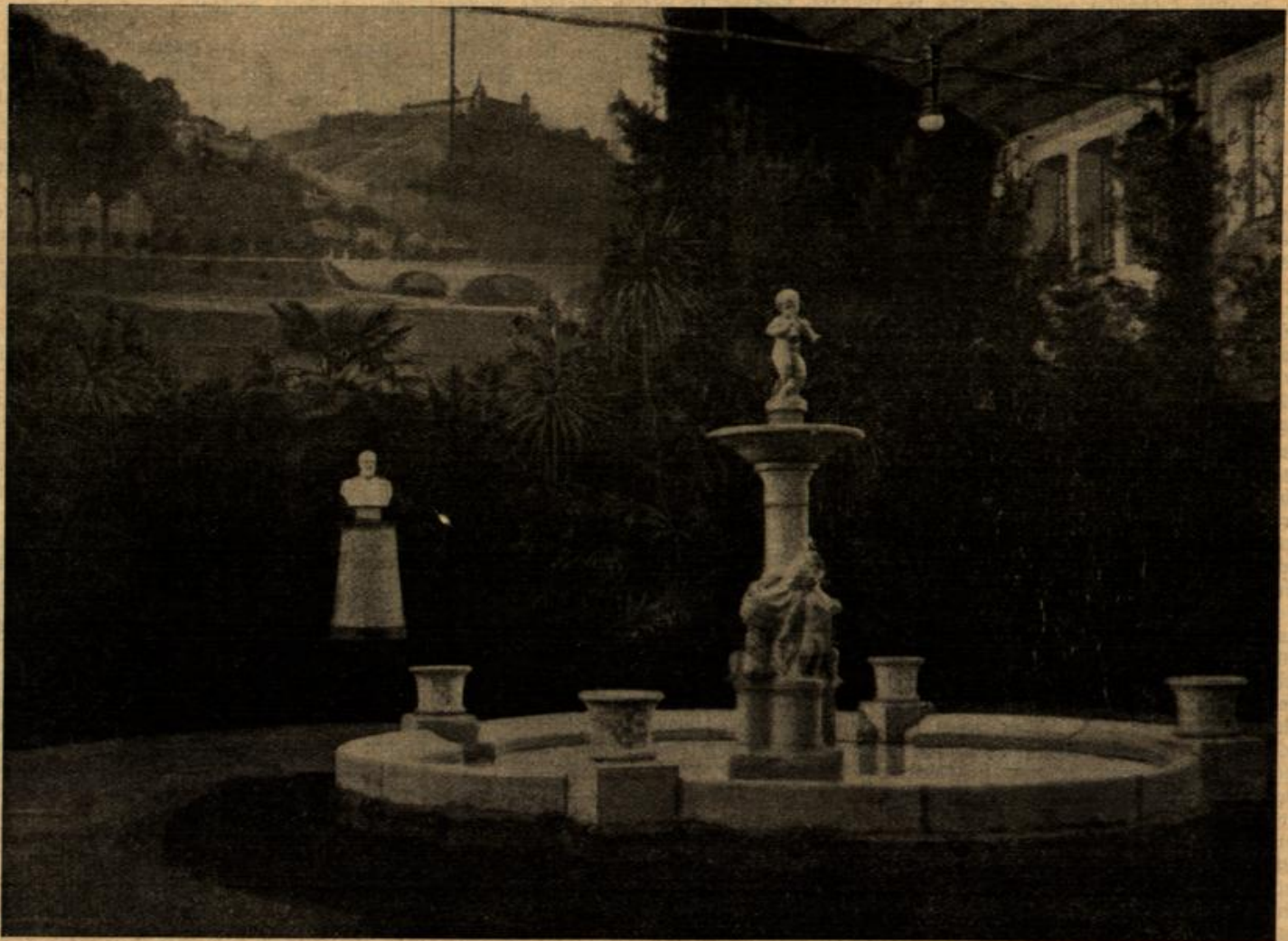
# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 18

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



Unterfränkische Jahrhundert-Gartenbau-Ausstellung in Würzburg: Der Ehrenhof.

Hofphotograph Otto Bolbrinker, Nachf. Willy Schatt, Würzburg.



## Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

**D**er war es vielleicht nicht so? Hätte er den unseligen Zwiespalt mit seiner Frau nicht zuerst in kindischem Trotz aufrechterhalten, hätten die giftigen Verleumdungen keinen Anlaß gehabt, sich an ihn heranzudrängen und ihn zur wildesten Eifersucht aufzustacheln. Dann wäre er auch gestern daheim gewesen und zur gewohnten Stunde mit Konstanze an das Lager der Kleinen zum Gutenachtfluß getreten, so daß er die Unvorsichtigkeit des Kinderermäddens hätte bemerken müssen und noch zur rechten Zeit Hilfe schaffen können. Und Konstanze, ja, Konstanze würde sich dann auch nicht zu den Kindern gesetzt haben, so daß sie einschlummerte und jetzt ebenfalls zwischen Tod und Leben schwebte.

Konstanze! Bisher hatten seine Gedanken sie und seinen ältesten Knaben nur flüchtig gestreift, sich nur mit dem Verluste der beiden jüngsten beschäftigt, nun aber fiel ihm die Erinnerung an sie schwer aufs Herz. Würden seine Frau und Alesso genesen? Wenn nicht, so war er ein vierfacher Mörder, — er hätte in ein bitteres Hohnlachen ausbrechen mögen, fürwahr, es war weit mit dem stolzen Staatsanwalt gekommen! Er mußte sich mit den Verbrechern, die er einst in unerbittlichem Gerechtigkeitsgefühl niedergebormert hatte, in eine Reihe stellen, wenn auch nur vor dem Forum seines Gewissens!

Alexander Willersfelds Stolz ließ nicht zu, eine Entschuldigung für sich zu suchen, die er vielleicht leicht hätte finden können! Mit derselben Härte, die er anderen gegenüber gezeigt, häuften er jetzt Anklage auf Anklage gegen sich selbst und fand in dieser Selbstqual sogar noch eine Art Befriedigung.

So malte er sich denn auch die Folgen seiner Schuld in den schwärzesten Farben aus, bis ihm graute vor dem Zukunftsbilde, das sich vor ihm entrollte. Ließ sich die Qual der eigenen Vorwürfe schon schwer genug ertragen, so würde seine Frau dieselben sicher noch durch die ihrigen verstärken, vorausgesetzt, daß ihr Nervensystem diesen Schlag zu überdauern vermochte. Würde sie überhaupt noch neben ihm weiterleben wollen? Kaum — erst wollte er sie von seiner Seite weisen, nun würde sie sich mit Abscheu von ihm wenden, dem Mörder ihrer Kinder. Und blieb sie doch der Welt halber neben ihm, die Liebe zu ihm war doch sicher in ihr erloschen. Was konnte er tun, sich dieselbe wieder zu erringen, seine Reue allein würde ihr nicht genügen?

Und Alesso? Bisher hatte Konstanze den Stiefsohn zärtlichst geliebt. Würde sie das auch weiterhin? Mußte sein Anblick in dem Mutterherzen nicht alle Bitterkeit des erlittenen Verlustes aufräumen, bis sie ihn schließlich zu hassen begann?

„Ich bin zu glücklich gewesen,“ stöhnte Willersfeld auf, ohne zu bedenken, daß er einen Zuhörer hatte, „und Glück erzeugt Uebermut! Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben.“

Der Professor trat auf den Verzweifenden zu und legte die Hand auf seine Schulter. „Fassen Sie sich, Herr Staatsanwalt,“ bat er, „verlieren Sie sich nicht in nutzlosen

Zammer. Gewiß ist es schwer, was Sie zu ertragen haben, aber wer darf mit dem Herrn über Leben und Tod rechten? Auch müssen Sie bedenken, wie leicht das Unheil noch schlimmer hätte ausfallen können, so ist Ihnen doch noch ein herziges Kind und Ihre Gattin geblieben —“

„Um der Liebe Gottes willen, halten Sie ein, Herr Professor! Sie wissen nicht — das ist kein Trost, den Sie mir da spenden, es ist eine Verschärfung meiner Marter! Meine Frau, sagen Sie, o meine Frau, meine arme, arme Konstanze! Wird sie mir auch wirklich erhalten bleiben? Wird der Gram nicht ihre Gesundheit vollends zerrütten und sie den Kindern nachfolgen lassen? Vielleicht wäre das für sie und mich auch das Beste — dann würde auch ich nicht mehr lange hier weilen —“

„Herr von Willersfeld!“ verwies der Arzt sanft.

„Ich darf es ja doch nicht mehr wagen, ihr vor die Augen zu treten, ich kann dem Vorwurf nicht standhalten, den sie mir entgegen schleudern wird,“ fuhr der Staatsanwalt unbeirrt fort.

„Sie wissen nicht, was Sie reden, lieber Freund!“ verlegte Herr von Wellen, die Hand auf Willersfelds heiße Stirn legend und ihm besorgte in die fieberhaft leuchtenden Augen blickend. Wie käme Ihre Frau Gemahlin dazu, Sie einer Schuld an dem Unglück zu zeihen? Für den Unverstand des Kinderermäddens ist niemand verantwortlich als dieses selbst.“

„Niemand sonst — ganz recht!“ lachte der Staatsanwalt rauh auf. „Aber ich hätte die entsetzlichen Folgen abwenden können, wenn ich an dem verhängnisvollen Abend der Pflichten gegen meine Familie eingedenk gewesen wäre, wo ich hingehörte! Ich befand mich im Kreise lustiger Freunde, bei Wein und Karten, indessen meine Angehörigen mit dem Tode rangen. Wäre ich nur eine Stunde früher heimgesgangen, hätten sie vielleicht noch gerettet werden können — meinen Sie nicht auch, Herr Professor, daß es da noch Zeit gewesen wäre?“

Er blickte den Gefragten ängstlich an, der leicht zusammenzuckte. „Der zarte Organismus so junger Kinder unterliegt schädlichen Einflüssen stets sehr schnell — ich glaube, daß das Leben schon eher entflohen war,“ wich er schonend aus. „Und Sie konnten das ja nicht ahnen.“

Der Staatsanwalt wollte antworten, da öffnete sich die Tür und sein Schwiegervater trat auf die Schwelle.

„Alexander, Konstanze ist erwacht,“ meldete er leise.

Keine Antwort.

„Sie ist vollständig bei Besinnung — sie weiß alles und verlangt dich zu sprechen,“ fuhr Rowing etwas lauter fort.

„Ich kann sie nicht sehen,“ rief der Staatsanwalt wild aufspringend, „ich kann nicht! Macht mich nicht vollends wahnsinnig!“

Wellen winkte dem Inspektor, der bereits den Mund zu einer Antwort öffnete, zu schweigen. „Sie sind krank, armer Freund,“ sagte er sanft, den Arm des Unglücklichen

erfassend, „und müssen sich unbedingt ein wenig Ruhe gönnen. Kommen Sie!“

Er zog den Widerstandslosen hinaus und bettete ihn auf sein Lager. Eine Morphinum-einspritzung ließ Alexander, der in der Tat total erschöpft war, bald in den vom Arzte gewünschten Schlummer sinken.

Als der Professor über ihn beruhigt sein durfte, kehrte er nochmals in das Zimmer zu den zwei kleinen Leichen zurück. Man hatte nun über dieselben eine Decke gebreitet, die Vorhänge zurückgeschoben und die Fenster geöffnet, so daß das winterlich bleiche Sonnenlicht voll in den mittelgroßen Raum strömen konnte. Inspektor Rowing gab den leise weinenden Dienerinnen einige Befehle betreffs der Aufbahrung, kam aber, als er den Professor erblickte, sofort auf ihn zu und begleitete ihn hinaus.

„Schläft er?“ fragte er leise mit dem Daumen rückwärts nach dem Zimmer seines Schwiegersohnes deutend.

Wellen nickte.

„Fürchten Sie für ihn?“

„Jetzt nicht mehr. Wenn er erwacht, wird er sich wohl gefasster zeigen. Er besitzt einen starken Geist wie Körper und wird es mit der Zeit lernen, sich der Tatsache zu fügen. Jetzt freilich trifft es ihn furchtbar hart.“

„Ja, es ist hart, entsetzlich hart!“ seufzte der Inspektor und zerdrückte eine Träne in seinem Auge. „Mein Kind, mein armes unglückliches Kind! Wird es diesen Schicksalsschlag zu ertragen vermögen?“

„Wie befindet sich die gnädige Frau? Was sagt denn Doktor Gartal?“ erkundigte sich der Professor voll warmen Interesses.

„Der Herr Doktor hofft sie bald wieder herzustellen, wenn ihre Willenskraft ihm beisteht. Ueberwindet die Lust zum Leben ihren Schmerz, fürchtet er nichts, gibt sie sich demselben widerstandslos hin — alles! Und jetzt ist sie vollständig gebrochen!“

„Das wäre wohl der schwerste Schlag für Herrn von Willersfeld. Ich glaube, den Verlust der Kinder würde er noch überwinden, aber den seiner Frau nie! Doch wir wollen das Beste hoffen. Jetzt muß ich mich empfehlen, Herr Inspektor, meine Pflicht ruft mich in die Klinik. Nachmittags komme ich wieder, nach der gnädigen Frau zu sehen. — Sie aber, Herr Inspektor, haben jetzt die schwerste aller Pflichten zu erfüllen. Lassen Sie mich wenigstens meines aufrichtigsten Mitgeföhls versichern. — Adieu!“

\* \* \*

Wohl hatte der Inspektor eine schwere Pflicht zu erfüllen! Er mußte nicht nur die Aufbahrung der kleinen Leichen überwachen und die Anordnung ihres Begräbnisses bis in die kleinste Einzelheit, sowie die Kondolenzen übernehmen, er mußte sogar dafür sorgen, daß der Haushalt in seinem Geleise weiterging und der Dienerschaft gegenüber den Hausherrn vertreten, der sich fast gar nicht blicken ließ.

Um all diesen Anforderungen gerecht werden zu können, war Rowing vorläufig bei



seinen Kindern verblieben und hatte in ihrer Wohnung ein Zimmer bezogen. Willersfeld kümmerte sich nicht darum, er kümmerte sich überhaupt um gar nichts. Der Schmerz schien ihn vollständig stumpf gemacht zu haben. Er ging entweder in seinem verschlossenen Arbeitszimmer auf und ab oder er saß neben seinen toten Kindern und hielt ihre kalten Händchen zwischen seinen Fingern.

Konstanze lag neben Alesso noch im Krankenzimmer. Mehrmals hatte sie den Wunsch geäußert, ihren Gatten zu sehen, aber dieser weigerte sich entschieden, ihrem Verlangen zu willfahren. Alexander fürchtete sich vor seiner Frau. Rowing drängte ihn vorläufig nicht, nahm sich aber vor, nach der Beerdigung ein ernstes Wort mit ihm zu reden.

Diese rückte rasch heran. Die Zeit, die unerbittliche Tyranin der Menschen, bleibt ja nie stehen, wie sehr es diese auch wünschen mögen, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Sterblichen dreht sie ihren Stundenziger weiter.

Ach, und im Willersfeldschen Hause hätte man ihn so gern aufgehalten! Mit verhaltenem Schluchzen, auf den Fußstapfen schlichen seine Bewohner durch die verdunkelten Räume und bangten vor dem Augenblicke, in welchem man ihnen die geliebten kleinen Körper nehmen würde, um sie auf Nimmerwiedersehen in die kalte Erde zu betten. Solange sie die süßen Wesen, wenn auch leblos, noch in ihrer Mitte wußten, meinten sie noch an der Wahrheit des Sprechlichen zweifeln zu dürfen. Vielleicht war das ganze nur ein häßlicher Traum, der doch noch einmal schwinden mußte...

In einem Doppelfarge hatte man die kleinen Schwestern aufgebahrt und lieblich schön sahen sie noch im Tode aus in ihren weißen Spitzenkleidchen, die Myrtenkränzen in den blonden Haaren. Palmen und Blattpflanzen waren wirkungsvoll um den Sarg gruppiert, der Geruch der Wachskerzen im Verein mit dem Duft der Fülle von Blumen, die den Sarg bedeckten, machten die Luft in dem schwarzangeflogenen Raume eigen schwer. Weiße Teppiche, die über das Zimmer ausgespannt worden, verhinderten, daß die Schritte derjenigen, welche die kleinen Mädchen noch einmal zu sehen kamen, ein Geräusch verursachten, und sie selbst vermieden auch vorsichtig ein solches, bezwungen von der Majestät des Todes.

Sträuße und Kränze waren in Massen gesendet worden. Willersfelds lebten in der großen Welt und ihre Freunde hatten sich beeifert, ihnen ihr Mitgefühl zu beweisen. Die Blumen häuften sich neben dem letzten Lager jener, die im Leben ihre freundlichen Gespielen gewesen waren — weiße Rosen und Bergknechtchen, Schneeglöckchen und andere Frühlingsboten. Ja, der Venz schickte bereits seine Boten aus, und durch des Winters letztes Wüten zeigte sich sein Finger. Draußen rieselte unter dem Tauwinde der Schnee von den Dächern und die Sperlinge zwitscherten fröhlich, sie erzählten einander von kommenden, schönen Tagen, wo alle Not des Winters ein Ende haben werde. — Vom Venz — ach! für die da drinnen würde er nicht mehr blühen! Und so zog nun in Menschenherzen, in welchen der warme Sonnenschein des Glückes gelacht, während die Natur im eisigen Banne lag, der Winter ein, da jener der Frühling winkte. — Das ist die Ironie des Schicksals!

Prinz Heinrich war persönlich erschienen, sein Beileid auszudrücken. Aber Herr Rowing mußte ihn allein empfangen. Willersfeld geriet bei der Aufforderung dazu in eine Aufregung, die den Schwiegervater eine Nervenfkrise befürchten ließ, und so zog er sich schleunigst zurück und entschuldigte den Unhöflichen mit Krankheit. Der hohe Herr machte ihm das aber leichter, als er erwartet hatte. Er nickte traurig und verständnisvoll zugleich — er kannte die Ursache von Willersfelds Krankheit ja besser als Rowing selbst.

In der Gesellschaft erkannte man einhellig an, daß Herr Rowing mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit seiner schwierigen Aufgabe gerecht wurde; und mancher, der ihn bislang gering geschätzt, dachte nun anders über ihn. Was hätte wohl der als so praktisch gepriesene Staatsanwalt in diesen Tagen angefangen ohne die werktätige Hilfe seines Schwiegervaters?

Das Leichenbegängnis verlief würdevoll. Die Beteiligung daran war ungemein zahlreich. — Das war man Willersfelds schuldig, die ersten Kreise mußten zusammenhalten. Aber man fand, der Staatsanwalt zeige sich wenig dankbar für all die gegebenen Beweise zarter Teilnahme. Ohne einen Blick um sich zu werfen, schritt er hinter dem Sarge einher, und von der Grabrede des Geistlichen vernahm er sicher kein Wort. Den Blick starr auf das Grab gehetzt, stand er da, und erst als man sich anschickte, den weißen Sarg hinabzusetzen, ging ein Zucken durch die hohe Gestalt, ein wehes Stöhnen entfuhr seinen Lippen und Rowing, der ihn wanden sah, umklammerte rasch seinen Arm. In der nächsten Sekunde stand er jedoch wieder aufrecht und nur ein Blick warmen Dankes lohnte dem Vater.

Als die Zeremonie zu Ende war, hatte Willersfeld wieder kein Wort des Dankes für seine Freunde, er drehte sich kurz um und ging nach dem Wagen, während Herr Rowing es übernahm, sein Benehmen zu entschuldigen. Doch wußte der welterfahrene Mann dabei sehr genau, daß es ihm nicht gelingen werde, den peinlichen Eindruck ganz zu verwischen.

Wie konnte man sich nur so gehen lassen! Den Vaterschmerz in Ehren, aber auch um ihn durfte man die einfachsten Forderungen der guten Sitte nicht so beiseite setzen. Aber Staatsanwalt Willersfeld war nun einmal eine Natur, die sich rücksichtslos über alle Forderungen des guten Tones hinwegsetzte. Traurig für ihn und traurig für jene, die mit ihm verkehren mußten...

Nur Präsident von Steltheim fühlte sich von Willersfelds Nichtbeachtung nicht verletzt und folgte ihm bis zu seinem Wagen.

„Fassen Sie sich doch, lieber Freund!“ bat er sanft, während er ihm beim Einsteigen half. „Der Jammer ist nutzlos und macht die Toten nicht mehr lebendig, er hindert Sie nur, Ihren Verpflichtungen gegen Ihre lebenden Angehörigen nachzukommen. Oder glauben Sie, daß Ihre Frau weniger leidet als Sie? Der Schmerz der Mutter ist gewiß der herbe, und Sie verschärfen denselben noch, indem Sie sich dem eigenen Kummer so widerstandslos hingeben, anstatt ihr pflichtgemäß Trost und Beistand zu leihen. Raffen Sie sich empor und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so kommen Sie um Urlaub ein und reisen Sie mit Ihrer Familie für einige Zeit fort von hier. Es wird

Ihnen und dieser gut tun. Und nun Verzeihung für meine offene Sprache!“

Alexander erwiderte nichts. Er sollte seine Frau trösten und aufrichten? Ach ja, Steltheim hatte gut reden, er wußte ja nicht...

Der Präsident reichte noch Rowing die Hand. „Er ist ganz niedergeschmettert, was soll das nur noch werden?“ sagte er leise und deutete mit einer Kopfbewegung nach dem Wagen.

„Gott weiß es!“ seufzte der Inspektor bekümmert.

„Das schlimmste ist, daß er keinen Trost annehmen will, sich nichts sagen läßt. Neben doch Sie ihm einmal ernstlich ins Gewissen, Herr Inspektor, Sie vermögen gewiß mehr über ihn als — andere...“

„Ich wollte, es wäre so, Herr von Steltheim, aber leider täuschen Sie sich. Die einzige Person auf der Welt, die wirklich Macht über ihn besitzt, ist meine Tochter. Aber sie konnte ich bis jetzt nicht ins Gefecht führen, ihrer Gesundheit halber. Nun ist sie außer Gefahr und ich habe sie bereits instruiert, nachher werde ich das weitere veranlassen.“

„Arme Mutter!“ dachte Steltheim. „Anstatt an deinem Gatten eine Stütze zu finden, sollst du ihm eine solche sein.“ ... Und mit ernster Miene verabschiedete er sich von dem Inspektor.

Die Heimfahrt verlief schweigend. Erst als sich die beiden Männer in der Wohnung trennen wollten, und Alexander bereits die Klinke seiner Zimmertür ergriff, bemerkte Rowing anscheinend ganz unbefangen: „A propos, Alexander, wenn du Konstanze aufsuchen willst, so mußt du dich in Alessos Zimmer begeben. Wir haben sie auf ihren Wunsch dorthin gebracht, sie will dem Knaben nahe sein.“ —

Alexander hob abwehrend die Hand. „Ich danke dir, aber es ist nicht meine Absicht, jetzt zu ihr zu gehen.“

Das war die Antwort, die Rowing erwartet hatte und auf die hin er seine Rede beginnen konnte. Offen sagte er ihm, was er von seinem absonderlichen Benehmen während dieser Tage halte. Er verlangte nicht den Grund desselben zu wissen, aber er hielt seinem Schwiegersohn in ernsten Worten vor, daß man eine Schuld nicht sühne, indem man eine zweite auf sie häufe. Die Vernachlässigung, die er seiner armen Frau zuteil werden lasse, mußte sie ja tief kränken, und bei ihrer angegriffenen Gesundheit konnte man die Folgen dieser neuen Aufregung nicht absehen. Hatte er ihr nicht am Altare gelobt, Freud wie Leid mit ihr zu tragen? Und nun, in den schwersten Tagen ihres Lebens ließ er sie allein — das war schmachvolle Feigheit.

Rowing erreichte denn auch endlich, daß ihm Alexander versprach, Konstanze aufzusuchen. Mit Befriedigung sah er ihn den Weg nach dem Krankenzimmer nehmen, dann verließ er das Haus, um wieder in seine eigene Wohnung zurückzukehren. Seine Aufgabe war hier erfüllt. Nunmehr mußten seine Kinder wieder für sich selbst eintreten, er konnte nichts mehr für sie tun.

Tiefaufatmend hielt Willersfeld vor der Türe, hinter der er seine Frau wußte, still, die Hand auf den Drücker gelegt, dann aber schalt er sich selbst wegen seines feigen Zögerns, öffnete entschlossen und trat ein.

(Fortsetzung folgt.)



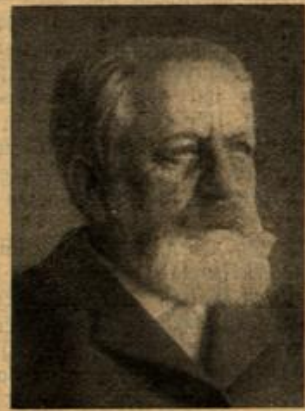


**Zum Brand in Rosental bei Breslau, der größten Zuckerfabrik Schlesiens.**

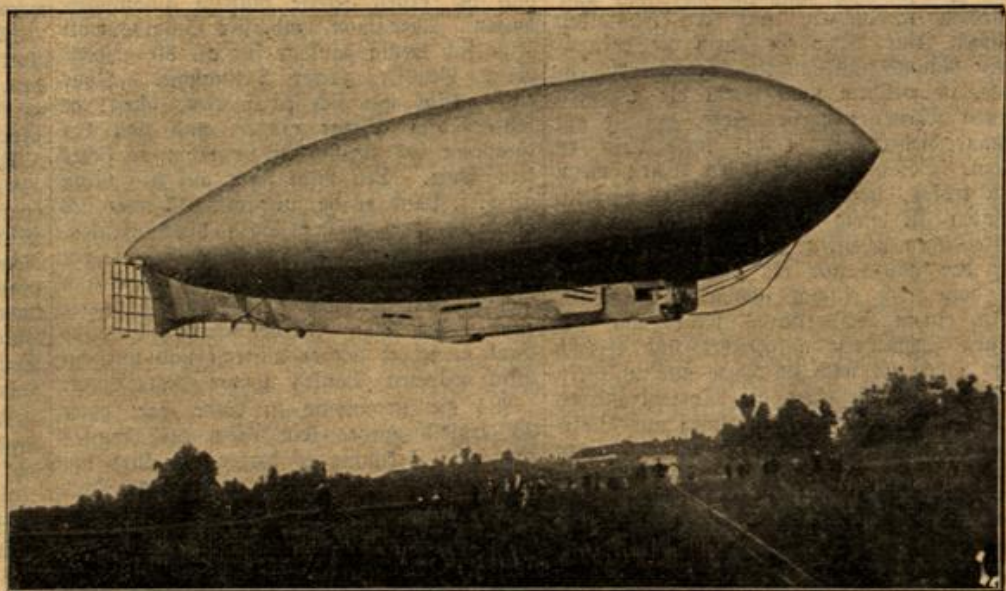
Am 10. April brannte in dem Vorort Rosental bei Breslau die große Schoellersche Zuckerfabrik bis auf die Umfassungsmauer vollständig nieder.



**Hugo Thimig,**  
der neue Direktor des Wiener Hofburgtheaters.



**Wirkl. Geh. Rat Dr. Brunner**  
in Berlin,  
ein bekannter Rechtshistoriker, feierte  
sein goldenes Doktorjubiläum.



**Zur Explosion des italienischen Militärluftschiffes „Maidland“.**

Das von der Stadt Mailand der italienischen Armee geschenkte Luftschiff, das nach einer Konstruktion des Ingenieurs Forlanini erbaut wurde, ist am 9. April völlig zerstört worden. Das Luftschiff war 72 Meter lang, mit 2 Motoren von 85 PS und 3 Maschinengewehren ausgerüstet. Es war  $\frac{1}{4}$  Jahr im Dienst gewesen und hatte viele erfolgreiche Fahrten hinter sich.



**Eine Kirche in Erfurt als Mehlmagazin.**

#### **Eine Kirche in Erfurt als Mehlmagazin.**

Eines der kunstgeschichtlich interessantesten Baudenkmäler Deutschlands aus dem 16. Jahrhundert, die alte Petrikirche in Erfurt, die zurzeit von der Militärverwaltung als Mehlmagazin verwendet wird, soll mit einem Kostenaufwand von einer Million Mark wiederhergestellt werden. 600 000 Mark werden durch eine Lotterie aufgebracht, in die übrigen 400 000 Mark teilen sich die Kirchengemeinde von St. Andreas in Erfurt, die Provinz Sachsen, die Stadt Erfurt und verschiedene Bürger Erfurts.





**Gustav Rickelt (+),**  
der neue Präsident der Genossenschaft deutscher  
Bühnenangehöriger.



Provisorisch eingerichtete Kriegsfeldküche in Korika (Albanien).



1. Staatsrat v. Steiner (Kultusministerium). 2. Prinz Alfons von Bayern. 3. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Reinhardt, Berlin.  
4. Universitätsrektor v. Mayr. 5. Der Rektor der Techn. Hochschule v. Schmidt. 6. Der Präsident der Akademie der Wissenschaften v. Heigel.

#### Vom 6. Verbandstag des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands in München.

Die deutschen Oberlehrer, die in dem über 23 000 Mitglieder zählenden Vereinsverband akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands zusammengeschlossen sind, hielten kürzlich in München unter zahlreicher Beteiligung ihren sechsten Verbandstag ab, auf dem außer internen Angelegenheiten eine ganze Reihe wichtiger Fragen des höheren Schulwesens erörtert wurden. Die Vorversammlung befaßte sich mit der Frage der deutschen Schulen im Auslande. Oberlehrer Attbogen-Berlin sprach über das Deutschtum im Auslande im Unterricht der höheren Schulen. Er faßte seine Ausführungen dahin zusammen, daß es erforderlich sei, die Jugend innerhalb des Lehrplanes mit dem Deutschtum im Auslande vertraut zu machen, denn das Deutschtum sei ein wichtiger Faktor im Leben geworden.



# Edle Vergeltung. Erzählung aus dem Balkankrieg von H. Waldmoser, Mels. Nachdr. verbot.

**I**n Gedanken versunken, saß der Großkaufmann Pietro Balini in seinem Privatkontor. Der Krieg mit den Türken wird unvermeidlich werden, dafür sprechen alle Anzeichen, unter anderen die fieberhaften Rüstungen und die Einberufung der Reservisten. Pietro Balini ist italienischer Untertan und denkt noch mit Schauern an die Erlebnisse des Krieges, den sein Vaterland im Jahre 1894 mit Abessinien geführt und bei dem es schwere Verluste erlitten hatte. Herr Balini hatte damals als Unteroffizier mitgekämpft. Der traurigen Erinnerungen waren gar viele, aber besonders eine Episode ließ ihn jetzt noch zusammenschauern, wenn er daran dachte. Und Balini öffnete ein Geheimfach seines Schreibtisches, daraus einen kostbaren Ring entnehmend, dessen Form in der Mitte den Doppelkopf eines Löwen darstellt, dem Augen und Zähne aus Edelsteinen von hohem Wert eingefügt sind.

Während der Kaufmann das Juwel betrachtete, klopfte es plötzlich heftig an die Kontortür. Balini legt den Ring beiseite.

„Herein!“

Aufgeregt tritt sein Nefse Jovan Mirosh ein, welchen der Kaufmann schon als fünfjährigen Knaben zu sich genommen, da dessen Eltern bei einer Schiffskatastrophe ums Leben gekommen waren. Der junge Mann hält ein amtliches Schriftstück in der Hand.

„Sieh Onkel!“ rief er mit jugendlicher Begeisterung, „auch ich erhielt soeben die Einberufung. Der Krieg ist erklärt. Da, der Krieg, ich brenne schon ordentlich vor Begierde, einmal etwas mitzumachen, so recht abenteuerlich, romantisch. Es ist doch etwas schönes, einmal seinen Mannesmut zeigen zu können, für sein Vaterland zu kämpfen!“

Herr Pietro Balini war in seinen Lederstuhl zurückgesunken. Eine Weile schwieg er, dann kam es ernst von seinen Lippen: „Mein guter Jovan, du empfindest Freude über eine Sache, die mir, deinem Onkel, tiefes Leid bringt.“

„Warum nicht, Onkel! Sollte ich etwa feige klagen, als Offizier der Reserve unwillig, mutlos in den Kampf ziehen? Ich nehme regen Anteil an Bulgariens Interessen und werde im Kriege meinen Mann stellen zu wissen!“

„Jovan!“ sprach Herr Balini weich, „deine jugendliche Begeisterung für die Sache des Vaterlandes ist gewiß schön und lobenswert, aber wenn du einmal im Feuer der Kanonen gestanden, den Jammer des Schlachtfeldes gesehen in all seiner Gräßlichkeit, wenn du selbst vielleicht — was Gott verhüten möge — unter Wunden dich in Schmerzen windest, dann wird wohl auch deine Kriegsbegeisterung sich abkühlen und du wirst erkennen, welches Unglück und Elend ein Krieg für den einzelnen sowohl als auch für das ganze Volk bedeutet.“

„Onkel, ich muß gestehen, deine Sprache überrascht mich wirklich, indem du doch selbst einstens Soldat warst und vom echten Patriotismus durchdrungen bist!“ entgegnete Jovan.

Balini hatte den vorhin beiseite gelegten Ring wieder ergriffen und hielt ihn dem nachdenklich gewordenen Nefsen entgegen, indem er sagte: „Sieh diesen Ring, mein Junge, der erzählt eine gar ernste Geschichte

von den Schrecken und den Greueln des Krieges.“

„Ich weiß, Onkel, es ist ein Glücksring, welchen du aus dem Krieg mit Abessinien mit nach Hause brachtest. Aber in welcher Weise das Juwel mit einer Episode im Zusammenhang steht, davon erzähltest du mir nie etwas näheres.“

„Warum ich nie von jenem traurigen Erlebnis erwähnte, ist sehr einfach. Ich liebe es nicht, zu renommieren. Doch ich will dir nur kurz sagen, daß ich in jenem Kriege einst einen reichen Türken, namens Abdul Schaihb, den Grausamkeiten der italienischen Soldaten entriß, und zum Andenken schenkte mir der Muselman den Glücksring, der mir auch bisher stets Glück gebracht und mich besonders während des Krieges aus Gefahren errettete.“

Pietro Balini schwieg und sein Blick ruhte sinnend auf dem Andenken Abdul Schaihbs, dann ergriff er die Hand des Nefsen und steckte den Glücksring an dessen Mittelfinger.

„Mein Jovan,“ sprach er mit zitternder Stimme, „trage den Ring gleichsam als Schutzmittel. Er möge dich in den vielen Gefahren im Feindesland beschirmen. Mit diesem Wunsch gab ihn mir ja auch Abdul Schaihb. Vor allem sei menschlich auch gegen den Feind, besonders dem Wehrlosen gegenüber. Handle ebenso barmherzig in ähnlicher Lage wie ich.“

„Ich glaube wohl nicht recht an die glückbringende Wirkung des Ringes“, entgegnete Jovan kopfschüttelnd. „Verzeihe mir diese Erklärung, lieber Onkel. Nur Mannesmut, Klugheit und entschlossenes Handeln in kritischen Momenten sind maßgebend für alle Lebenslagen. Aber der Ring soll mir dennoch als Heiligtum gelten, als Andenken von dir und wird nicht von meinem Finger kommen, so lange ich kämpfe und lebe. Er soll mich jederzeit an deine Worte gemahnen und mich niemals eine Handlung begehen lassen, welche gegen Moral und Menschen verstößt. Dies mein Wort!“

Gerührt schloß Onkel Balini seinen Nefsen in die Arme. Dann traf Jovan Mirosh seine Vorbereitungen zur bevorstehenden Einrückung.

\* \* \*

Mehrere Monate hindurch schon währte das Blutvergießen in den Balkanstaaten. Bulgaren, Serben und Montenegriner hausten unermesslich in den von ihnen besetzten Gebieten. Man kennt weder Schonung für die Frauen, noch für den silberhaarigen Greis und das unschuldige Kind. Alles wird erbarmungslos hingemordet.

In der Nähe von Brizrend, wo das Terrain in der Ebene verläuft, steht einsam ein Türkenhaus, eigentlich eine Kutsche ist's, aus Holz gebaut. Tiefschwarze Nacht liegt über der Gegend, mehrere Trupps Bulgaren durchstreifen das Terrain, um etwa versteckte feindliche Scharen aufzuspüren. Es scheint indessen die Gegend wie ausgestorben. Hinter einem Hügel steht das erwähnte Wohnhaus, welches den bulgarischen Soldaten dadurch aufgefallen ist, daß aus einem kleinen Fenster desselben matter Lichtschimmer drang. Eine berittene Abteilung sprengt auf das Haus heran, und der Anführer derselben, ein junger Offizier, fordert Einlaß, Verdacht schöpfend, die Räume des Hauses könnten türkische

Banden zu ihrem Schlupfwinkel gewählt haben.

Lange bleibt es stille, dann hört man im Hausflur schlurfende Tritte und einen Augenblick später knarrt die Tür in ihren Angeln. Ein gebückter Greis mit langem, wallendem Bart erscheint in derselben, in der Hand ein Döllämpchen, dessen schwacher Schein das Gesicht des jungen Offiziers trifft.

„Habt Ihr Leute im Hause?“ lautet die Frage des Offiziers, wobei sein scharfes Auge durchdringend auf dem Alten ruht.

„Nein,“ kommt es kurz abweisend zurück. Doch der Offizier schreitet sofort mit einer Bedeckung zur Durchsuchung des Hauses, während die übrigen Soldaten Wache halten. Niemand weiß, ob nicht der Feind auf der Lauer liegt und plötzlich hervorbriecht.

Obwohl sich in den schmuckigen Stuben mit den schwarzen Wänden nichts bot, was irgend Verdacht erregen konnte, so entging doch dem scharfen, beobachtenden Auge des Offiziers das ängstliche Mienenpiel des Alten nicht, der während der ganzen Hausdurchsuchung sein gelbes, runzliges Gesicht verzerrte. Und er hatte ein Geheimnis, dessen Entdeckung er mit Recht befürchtete. Es konnte dann sogar um sein Leben gehen. In der Mitte der Zimmerdecke ruhte nämlich ein verschiebbarer Querbalken, welcher zurückgezogen eine Oeffnung bloßlegte, die kaminähnlich nach oben ging und groß genug war, einen Mann in gebückter Stellung aufzunehmen. Bevor noch der Greis durch das Bochen gestört worden war, hatte er in diesen Raum eine kleine eiserne Truhe befördert, welche eine nicht unbeträchtliche Menge von Goldmünzen und kostbaren Perlen enthielt. Er wählte dort seinen Reichtum vor dem Feind am besten geborgen. — Aber auch Waffen, wie Flinten, Pistolen, Handscharen usw. barg dieses Versteck. Schon hoffte der Muselman, die Hausdurchsuchung gebe anstandslos vorüber, als einer der Soldaten den verhängnisvollen Querbalken entdeckte.

Der zitternde Alte gab sich für verloren, allein in diesem kritischen Moment krachten vor der Hütte mehrere Schüsse.

„Hinaus!“ befahl der Offizier, „die Schurken haben uns überlistet.“

In wenigen Augenblicken waren die Bulgaren im Freien. Die stockdunkle Nacht ließ nicht auf fünf Schritte blicken. Aus nächster Nähe bligten die Flinten der Gegner auf. Da beging einer der Bulgaren die Unvorsichtigkeit, die Dachung des Hauses in Brand zu stecken, „um Licht zu machen, daß man die Hunde sehen könne“, wie er zu einem seiner Kameraden meinte. Doch dies war ein Unglück für die ganze Gruppe. Tageshell erleuchteten die lichterloh gegen den Himmel schlagenden Flammen die Gegend und fast sämtliche Soldaten wurden von dem übermächtigen Feinde niedergemacht, der Offizier aber gefangen.

Die Türken hatten den Gefangenen nach den Bergen in ihr Lager gebracht. Abends des nächstkommenden Tages sollte nun auch er sterben, man sann auf eine grausame Todesart.

Die Hütte des alten Türken war nur mehr ein Trümmerhaufen. Klagend stand der Muselman am Morgen davor. Da kam Mahim, sein Sohn, der in der Nacht am Kampfe teilgenommen hatte, heran und bewog den Alten nach vielem Zureden, mit nach den Bergen ins Lager zu gehen.



In einem Zelte hielten sie den bulgarischen Offizier unter abwechselnder, strenger Bewachung gefangen. Auch Mahim hielt Wache. Dem Falkenauge des Wächters entging es nicht, wie der Offizier, der sich unbeachtet währte, an einem kleinen Gegenstand herumknetete. Mit eisernem Griff umklammerte Mahim sein Handgelenk.

„Was halten deine Finger? Gib es augenblicklich!“ zischte ihm der Wächter mit gedämpfter Stimme zu.

„Es ist nur ein Andenken meines Vaters, ein Ring, den ich mit mir in das Grab nehmen wollte, wenn man mich tötet,“ entgegnete der Gefangene völlig ergeben. „Nun aber nehmt ihn, es gibt doch keine Ringe, welche die Macht hätten, aus Gefahren zu erretten.“ Die letzten Worte sprach der junge Offizier — es ist Jovan Miroš — mehr für sich und es war das Gesprochene dem Wächter auch kaum verständlich.

Mahim, befriedigt, eine kleine Beute von Wert gemacht zu haben, teilte seinem Vater nach der Ablösung davon mit.

„Ha! ... trügen mich meine alten Augen?“ rief der Greis erregt aus. „Ja, ja, das ist jener Ring, welchen ich damals aus Dankbarkeit jenem italienischen Soldaten schenkte, der mich aus den Händen seiner erbarmungslosen Landsleute befreite, die mich zum Tode schleifen wollten. Siehe, mein Sohn, die Güte Allahs, er sendet uns das Glück wieder. Seit jener Stunde, da ich den Ring nicht mehr besaß, verfolgten mich Un-

glück und Kümmernisse. Du weißt doch, Mahim,“ fuhr der Muselman fort, in welchem wir nun Abdul Schaihd wieder erkennen, „kurz nach dem Kriege gab es gegen uns Mohammedaner in Abessinien blutigen Aufruhr, und ich mußte, um mein Leben zu retten, mit euch hierher flüchten. Dann kam ein Schlag nach dem andern in der Familie, und heute bin ich ein Besitzloser — arm.“ „Sorge dich nicht, Vater, du sollst in deinen alten Tagen keinen Mangel leiden,“ versicherte Mahim.

„Beim Bart des Propheten, du bist gut und zart, Mahim, gleich dem Tau des Morgens, der die Blumen erquickt, aber sage mir, wie kommt der gefangene Krieger zu dem Ring?“

„Ein Andenken seines Vaters, sagte er mir. Näheres müßt Ihr selbst fragen.“

„Gewiß, das will ich tun. Führe mich später zu ihm.“

Schon gegen Abend trat Abdul Schaihd in das Zelt des Gefangenen, ihm zuflüsternd: „Fasse Mut, ich erkenne dich als den Sohn meines einstigen Lebensretters. Der Ring rettet wirklich aus Gefahren, das darfst du glauben. Wenn du ihn zurückhaben willst, soll es sein. Aber bedenke, ich bin jetzt arm und das Glück war nicht mehr mit mir, seit ich den Ring hergab. ... Der Väter Fluch war mein Begleiter.“

„Behaltet nur, was Euch so heilig, Abdul Schaihd. Mir kann der Ring nichts nützen, ich muß sterben. Aber wenn Ihr die Wohl-

tat, die seinerzeit mein guter Vater an Euch geliebt, etwas vergelten wollt, dann legt Färsprache ein, daß man mir das Ende schnell mache.“

Der Alte erfaßte die Hand des Offiziers und flüsterte: „Sei getrost, ich will dich retten. Es wird schon dunkel, komm. Mein Sohn hat das Zelt von der Wache freigegeben. Dort im Gehölze wartet deiner das schnellste Pferd.“

Indem Abdul Schaihd dies sagte, zog er einen langen Mantel hervor, in welchen Jovan Miroš rasch schlüpfte. Mit Vorsicht von dem alten Türken geführt, erreichte er nach wenigen Minuten das Gehölz und mit einem warmen Händedruck von seinem Retter Abschied nehmend, schwang er sich auf das Pferd und entkam glücklich. Eine Viertelstunde später hätte man ihn zum Tode geführt.

Zur Freude seines Onkels ist Jovan Miroš aus dem Kriegsdienste zurückgekehrt.

„Onkel,“ sagte der junge Mann, als er ihm die sonderbare Begegnung mit Abdul Schaihd geschildert, „ich hielt nie auf Glücksringe und dergleichen, aber ich erkenne, daß sich Gott oft irdischer Mittel bedient, die uns zum Heile gereichen. Ewiger Dank sei ihm!“

„Wahr gesprochen, guter Junge! All unser Denken und Handeln liegt in Gottes Hand, und er hat uns verheißen: Sei barmherzig und du wirst Barmherzigkeit erlangen. Ich erbarmte mich einst des Feindes und dieser vergalt es an dir.“

## Spiel und Scherz.

### Humoristisches.

Feine Rasse. „Was hat denn der Hund da für a Rasse?“ — „Wenn er frumme Har'n hätt, wär's halt a Dackel!“

Abwendend. Vater (dem das Söhnchen eine schlechte Zensur bringt): „Das ist ja ein ganz miserables Zeugnis. Ich werde dich dafür mal jetzt gehörig durchprügeln.“ — Söhnchen: „Vater, der Lehrer hat gesagt: „Brügel nützt bei mir nichts.“

Hochzeitsreise. „Schau doch nicht immer zum Fenster hinaus, Männchen... Das können wir uns ja auf der Rückreise alles noch ansehen!“

Erklärt. Ehemann: Die Kriminalstatistik erweist, daß die bei weitem überwiegende Mehrheit aller Gefängnisinsassen Unverheiratete sind.“ — Junggefelle: „Ja, die Verheirateten haben eben schon ihre Häuslichkeit.“

Darum. „Die Kinder sind aber jetzt höflich hier im Orte. Früher grüßte keines!“ — „Das ist aber auch erst der Fall, seit der Herr Lehrer die Tochter des Outmachers geheiratet hat.“



Er: „Du behandelst mich, als wenn ich dein Sklave wäre!“  
Sie: „Kommst du endlich zum Bewußtsein?“

Zwingender Grund. Frau (zum Kindermädchen): „Danni, warum kündigen Sie, Sie haben es doch bei uns ganz gut!“

— „Das schon, aber Ihre Kinder fürchten sich vor den Soldaten sehr!“

Ahnungsvoll. Gattin eines Dramatikers: „Warum suchst du zu deinem neuen Stücke einen Kompagnon?“ — Dramatiker: „Ach, ich bitt dich! — Stelle du dich mal so mutterseelenallein auf die Bühne, wenn sie ringsum pfeifen!“

Höchste Korrektheit. „Wirßt du mich auch immer lieben, wenn wir verheiratet sind?“ — „Immer! Mit Ausnahme natürlich der Dienststunden!“

### Dexierbild.



Sieh dort, ist das nicht dein Bruder?





Die Revolution in Mexiko: Der Rebellengeneral Villa (X) und sein Stab.



Südalbanische Revolutionsmarken  
mit der Inschrift: Griechische Autonomie in Epirus.  
Freiheit oder Tod. Verteidigung des Vaterlandes.

#### Das Sträußchen am Hut.

Nun läßt sich endlich einmal über eine wirkliche Neuheit berichten: die Blume an den großen und kleinen schiefgekehrten und hochgetürmten Damenhüten. Nicht nach Jahren — nach Jahrzehnten rechnet ihr Nicht-da-gewesen-sein. Die Feder war unumschränkte Herrscherin, in schöner und weniger schöner Form: von der echten, gutgewachsenen Straußenfeder bis zur geknüpften Pleureuse; vom Paradiesvogel bis zur Schornsteinsfederbürste. Von den Blumen wollte niemand etwas wissen. Vielleicht, weil die Kunst es so weit gebracht hatte, der Natur kaum nachzustehen, der Natur, von der die Mode sich abwendete, weil ihr, der Unruhigen, nervös Fortschreitenden, im Laufe der Zeiten alles unverständlich und — — langweilig geworden, was, ewigen Gesetzen folgend, in seiner gleichen Schönheit alljährlich wiederkehrt. Nun kommt aber doch die bekannte Rückkehr zur Natur. Das verachtete Federmännchen, das „überführt“ man jetzt mit etwas spitzen Fingern in die Schaufenster und rangiert es den Saisonüberraschungen ein.

#### Die aufständischen Epiroten,

die im Süden von Albanien eine autonome Regierung einrichteten, haben neuerdings auch eigene Propagandamarken mit höchst blutrünstigen Aufschriften herausgegeben.



Kupferroter Strohhut mit  
weißen Blüten.

Panamahut mit Rosen  
und Aehrengarnitur.

Vindengrüner Strohhut mit Samtrand  
und mehrfarbigen Blumensträußen.



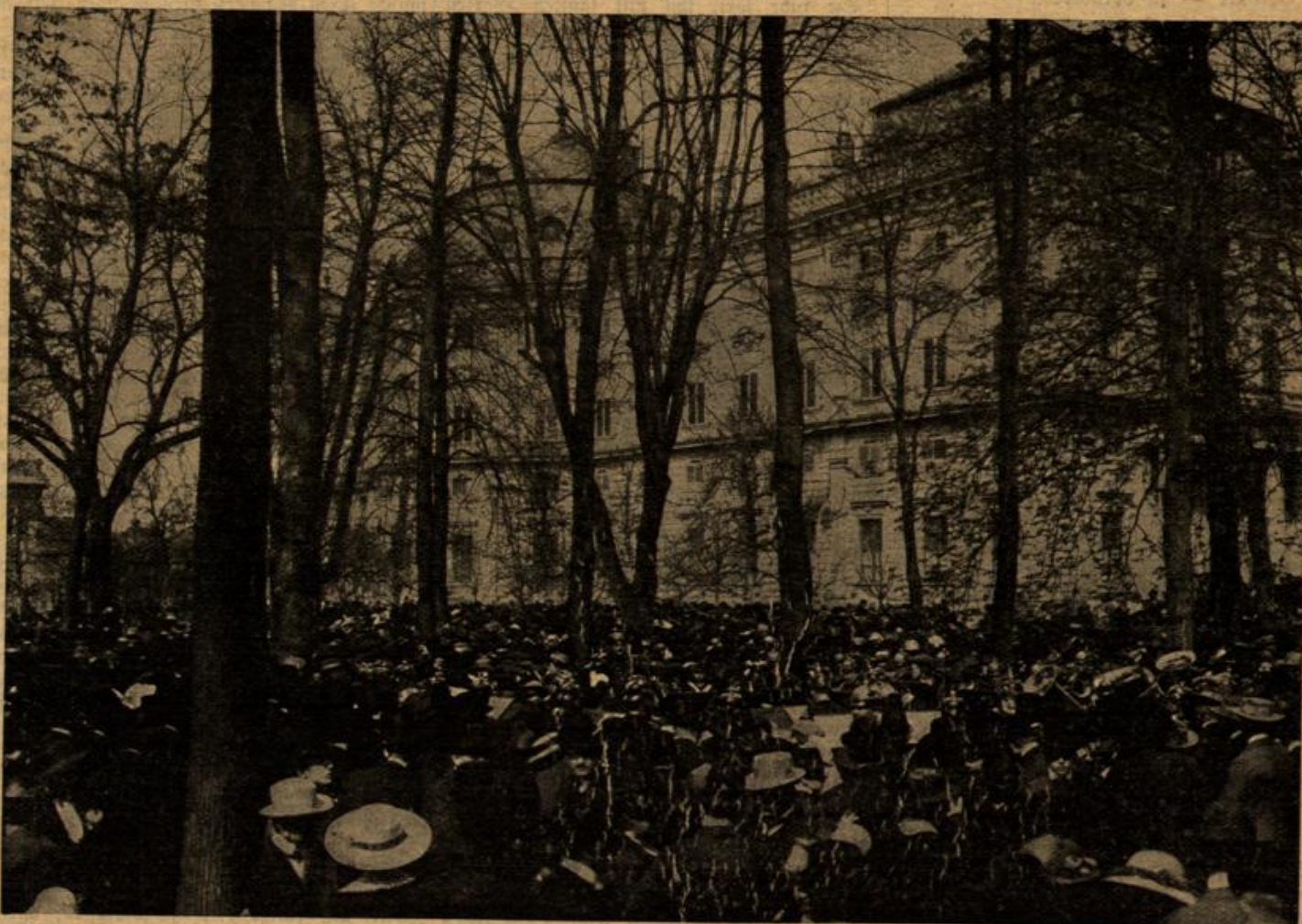
# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 19

Verlag von J. E. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Parademusik im kgl. Hofgarten in Würzburg. Im Hintergrund die kgl. Residenz, eines der schönsten Schlösser Bayerns.



## Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

**D**er Knabe lag schlummernd auf seinem Bette, seine Wangen färbten sich bereits wieder mit dem Rot der Genesung. Frau Konstanze aber lag auf einem Ruhebetto, das man durch Kissen und Betten so gut als möglich zu einem bequemen Krankenlager umgestaltet hatte. Das blonde Haar flutete über die weißen Kissen und von dieser goldenen Umrahmung hob sich die tiefe Blässe der rasch eingesunkenen Wangen um so deutlicher ab.

Als sie die Tür gehen hörte, richtete sie sich etwas in die Höhe und ein wehmütiges Lächeln flog bei dem Anblicke ihres Gatten über die leidenden Züge. „Ist es vorüber?“ frug sie leise.

Alexander nickte und sank aufschluchzend vor dem Ruhebetto in die Knie, das Gesicht in die kühlen Haarwellen drückend.

„Vorüber — ja vorüber!“

Brennendheiße Tränen drängten sich aus seinen Augen — es war dies das drittemal, daß der ernste Mann weinte. Das erstemal war es gewesen, als ihm nach Adalaidens Flucht sein mutterloser Knabe losend in die Arme sprang; das zweitemal an jenem Abend, da man den giftigen Samen der Eifersucht in sein Herz gestreut; und heute beweinte er seine Kinder, die Opfer seiner Selbstgerechtigkeit, wie er sie nannte.

Die schmale Hand der Kranken strich liebend über sein dichtes Haar, in dem sie die ersten Silberfäden schimmern sah. „Armer Mann — wie du leidest!“ murmelte sie. „Tröste dich doch nur, der Herr hat sie uns gegeben, der Herr hat sie uns genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“

Die arme schwergeprüfte Mutter hatte ihre Stimme bei diesen Worten frommer Ergebung gewaltsam gefestigt. Was sie innerlich dabei litt, wer wußte es, als sie und der Herr allein?

Ein Dritter aber ahnte es und der inneren Qual plötzlich Ausdruck verleihend, drang es über seine Lippen: „O Konstanze, das ist es nicht, das nicht! Wären sie uns den gewöhnlichen Lauf der Dinge nach genommen worden, ich hätte mich trösten und in Gottes Willen fügen können. Aber daß ich indirekt die Schuld an ihrem Tode trage, daß —“

Konstanze drückte die Hand auf seinen Mund. „Sprich nicht so, Alexander,“ bat sie, „quäle dich nicht mit solchen Wahnvorstellungen.“

„Es ist doch so!“ Und in leidenschaftlichen Worten strömten die Selbstanklagen von seinen Lippen, bis ihm die erschütterte Frau gewaltsam Einhalt gebot.

„Höre doch auf,“ flehte sie, „du ahnst nicht, wie du mich peinigst. An dem Zwiste zwischen uns trug doch nur ich die Schuld, und wenn jemand von uns beiden den Tod unserer Kinder verschuldet hat, so bin das wieder nur ich. Ich hätte nicht so nachlässig sein und sofort aufstehen sollen, als das Licht erlosch. Dann hätte ich vielleicht bemerkt, daß die Klappe geschlossen war, da ich mich dem Ofen nähern mußte. Höre auf, Ale-

xander, du häufst mir eine neue Last auf mich.“

Zum ersten Male erhob Willersfeld den Kopf und blickte seine Frau mitleidsvoll an. „Das will ich nicht, Konstanze! Aber das Unglück hätte sich abwenden lassen, wenn ich zu Hause geblieben wäre.“

„Wer sagt dir das? Vielleicht wäre es auch noch schlimmer ausgefallen, da wir uns zur gewohnten Stunde zur Ruhe begeben hätten, ohne das Schlafzimmer näher zu durchforschen. Dann konnte auch Alessio verloren sein, vielleicht auch noch ein viertes Menschenleben. So ist uns doch wenigstens der Knabe erhalten geblieben, laß uns Gott dafür danken und im übrigen die über uns verhängte Heimsuchung demütig annehmen.“

Alexander ergriff Konstanzens Hände und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen. „Engel! Mein guter Engel!“ rief er halbersticht.

Sie fuhr fort, ihn mit sanften Worten zu trösten, die arme Frau, die des Trostes selbst so sehr bedurfte. Und es war keine kleine Mühe, den völlig gebrochenen Mann wieder aufzurichten. Aber allmählich übte ihr Zuspruch doch die gewünschte Wirkung auf ihn aus.

„Wie unfreundlich bin ich die Tage her gegen die armen Kinder und dich, du Gute, gewesen! Die Schuld wenigstens kannst du nicht von mir nehmen, Konstanze!“

„Aber teilen muß ich sie mit dir. Du hattest uns immer lieb gehabt, aber du warst gereizt — durch mich. Und war es deine Schuld, daß sich gemeine Verleumder zwischen uns zu drängen versuchten? Du siehst, Alexander, auch hier bin ich nicht frei von Schuld zu sprechen, so laß uns die Last gemeinsam tragen, dann wird sie leichter —“

Sie preßte die kleine Hand liebend an seine Wange. „Sei wieder so gut zu mir, wie du es früher gewesen, laß uns das alte bessere Leben neu beginnen.“

„Können wir das? Können wir wieder so glücklich werden?“ Im Flüstertone wurde die Frage gestellt.

Ein düsterer Schatten glitt über Konstanzens liebliche Züge, aber er machte sofort wieder einem sanften Lächeln Platz — wie schwer es erzwungen worden, ahnte Alexander nicht.

„Das Glück, wie wir es fünf Jahre lang genossen haben, Alexander, kommt nie wieder. Aber es gibt noch ein anderes, und das besteht in geduldigem Ertragen der Schickungen Gottes und dem daraus resultierenden Herzensfrieden. Dieses Glück können wir uns erringen, und wir werden es — wir wollen es wenigstens versuchen, nicht wahr, mein lieber, guter Mann?“

Und da nennt man die Frauen das schwache Geschlecht und erklärt den Mut als das ausschließliche Eigentum des Mannes. Wohl, den traurigen Mut, sich kühn in das Schlachtgetümmel zu stürzen und Wunden zu schlagen, der mag dem Manne allein zu eigen sein, aber die Kraft, sich selbst den scharfen Dolch im Herzen, anderer Wunden zu verbinden, tröstend, lindernd, besitz nur die schwache Frau. Konstanze Willersfeld bewies es, als sie, niedergeschmettert von dem furcht-

barsten Schlage, der ein Mutterherz treffen kann, sich an ihrem weiblichen Pflichtgefühl emporrichtete und den Gatten, der ihr Stütze hätte sein sollen, zu sich emporzog.

Der Staatsanwalt hatte sich von seinen Knieen erhoben und in einem niedrigen Fauteuil an der Seite der Chaiselongue niedergelassen. Er war ruhiger geworden. Die Hände seiner Frau in den seiten haltend, betrachtete er ihr bleiches Antlitz mit Blicken sorgender Liebe. Sie erriet seine Gedanken und lehnte mit einem sanften Lächeln den Kopf an seine Schulter.

„Ich werde bald genesen, Alexander. Ich fühle mich bereits ziemlich wohl und hoffe, morgen oder übermorgen aufstehen zu können.“

Konstanze hoffte es nicht nur, sie gelobte sich es zu tun, sich nötigenfalls dazu zu zwingen. Sie erfaßte ihre Aufgabe voll, sie wußte, was ihr jetzt zu tun oblag: sie mußte ihren Schmerz zurückdrängen, fest in sich verschließen und sich stark zeigen — für ihn, für ihren Gatten. Sie begriff, daß ihr Kummer sie verzehren würde, wenn sie sich demselben widerstandslos hingab. Ihr wäre das zwar nur willkommen gewesen, hatte sie jetzt nur mehr den einen Wunsch, sich in die kühle Erde schmiegen zu dürfen, an die Seite ihrer Kinder. Aber was wurde dann aus Alexander? Das hätte eine neue Last auf ihn gewälzt, ja, ihm das Leben unerträglich gemacht. Nein, diese Schuld wollte sie nicht auf sich laden! Sie wollte an seiner Seite bleiben, ihn zu stützen, zu trösten! Das war ihre vor Gott beschworene Pflicht und sie würde sie erfüllen, koste es sie auch noch so viel. Aber auch noch von anderer Seite gesehen war es ihre Pflicht. Wie gut war Alexander stets gegen sie gewesen, — die letzten bitteren Wochen hatte sie vergessen — verdankte sie ihm nicht alles, was sie war und hatte? Und war sie es ihm nicht schuldig, sich dafür dankbar zu bezeugen? Und jetzt konnte sie es!

Das Pflichtgefühl der jungen Frau hob sie über ihren Schmerz hinaus und verlieh ihrem Körper und Geist neue Spannkraft. Ihre Züge belebten sie sichtlich, sogar ein wenig Farbe kehrte in sie zu Willersfelds Entzücken zurück. Des Präsidenten Rat kam ihm wieder in den Sinn. „Es ist Ihre Pflicht, das Leben Ihrer Gattin zu erhalten,“ klang es mahnend in ihm wieder, und seine Frau leicht an sich drückend, erklärte er ihr etwas stöhnend, sein Wunsch wäre, sie möchte einen mehrwöchentlichen Aufenthalt im Süden nehmen. Vielleicht in Arco?

Konstanze zeigte sich dem Vorschlage, Wien auf einige Zeit zu verlassen, durchaus nicht abgeneigt. Aber nach Arco wollte sie nicht, und doch hatte sie für diesen Ort stets eine besondere Vorliebe gehegt und der Staatsanwalt hatte geglaubt, ihr eine besondere Freude zu bereiten, wenn er gerade ihn in Vorschlag bringe. Er bedachte nicht, daß, eben weil sie dort ihre Flitterwochen verlebt hatten, sie der Kontrast zwischen dem „Damals“ und dem „Jetzt“ zu schmerzlich berühren mußte, und Konstanze selbst hätte



sich, ihm den Grund ihrer Weigerung zu nennen. Schließlich einigten sie sich auf Montreux in der südlichen Schweiz.

„Wirst du nächste Woche reisen können, Konstanze?“

„Nächste Woche schon? Das ist unmöglich, Alexander, denn Alessio wird bis dahin kaum so weit hergestellt sein, um die Strapazen der Reise ohne Schaden auf sich nehmen zu können.“ Sie deutete auf den Knaben, der ruhig weiter schlummerte, unberührt durch das in leisem Tone geführte Gespräch.

„Es handelt sich jetzt nur darum, Liebste, ob du bis dahin so weit genesen bist, um die Reise unternehmen zu können. Was den Knaben anbelangt — bah, der kann ja später nachfolgen.“

Frau von Willersfeld blickte ihren Gatten erschrocken an. Wie feindselig seine Worte geklungen hatten — und atmete der Blick, den er dabei auf seinen erstgeborenen Sohn gleiten ließ, nicht Widerwillen, fast Haß? Was ging in ihm vor? Eine gute Regung war es jedenfalls nicht, die sich da in ihm geltend machte, und sie mußte suchen, sie sofort zu ersticken.

„Allein reise ich nicht,“ erklärte sie sehr entschieden, „von Alessio trenne ich mich überhaupt nicht mehr, er kommt nicht mehr von meiner Seite. Und wie ist es mit dir, du willst uns wohl gar nicht begleiten?“

Ein so lebhafter Schrecken malte sich in ihren Zügen, daß Alexander sofort begriff, daß nur seine Gegenwart sie bewegen könne, sich aufzuraffen und dem Leben wieder zuzuwenden. Von ihm allein gelassen, eine Beute trüber Gedanken und Erinnerungen, mußte sie langsam hinwanken. Und verhielt es sich denn bei ihm anders? Auch er konnte sie nicht von sich lassen, da er ihres Trostes bedurfte, ach, vielleicht mehr als sie den seinen.

So küßte er sie herzlich: „Aber natürlich begleite ich Euch, Liebste! Verzögern wir denn die Abreise noch etwas, bis ich Urlaub erhalten habe.“

Graf Röllspergs Freunde wußten nicht mehr, was sie von dem flotten Lebemann halten sollten. Es war etwas so Unstetes, Raftloses in das Wesen des kühlfrivolen Mannes getreten, daß es sie höchlichst befremdete. Sein kühler Spott hatte einer gereizten Sprechweise Platz gemacht, an Stelle der gemessenen Bewegungen war ein hastiges Auf- und Niedertreten und in den tiefstehenden Augen flackerte eine geheime Unruhe. Eine Nervenüberreizung nannte es sein Arzt und so nannte auch er es seinen Bekannten gegenüber.

„Vielleicht ist es auch eine Nervenüberfättigung. Ich habe das Leben ausgenossen, nun hat es nichts mehr, was mich fesseln könnte, und kommt mir so schal, so öde vor. Entweder jage ich mir eine Kugel durch den Kopf oder ich gehe nach Monte Carlo — vielleicht, daß ich dort im Kasino noch etwas finde, was mir Interesse abgwinnt, meinte er müde als ironisch.

„Und wenn du dich ruinierst?“ forschte ein besorgter Freund.

„Man ruiniert sich nur einmal im Leben, mein Lieber, und das ist moralisch — was zählt diesem Ruin gegenüber der finanzielle?“

Eines Abends lehnte Graf Röllsperg in einem Verkaufslotale eines großen Modewarenhauses der inneren Stadt an einer schlanken Säule, ganz nahe der Tür, durch deren große Spiegelscheiben er teilnahms-

los auf die lichtüberflutete Straße hinaus blickte. Er wartete hier auf einen Freund, der tiefer im Innern des Hauses mit seiner Gemahlin einen Einkauf besorgte. Plötzlich zuckte er zusammen. An ihm vorüber waren Herr und Frau Willersfeld in das Geschäft getreten. Frau Konstanze, der man die kaum überstandene Lebensgefahr noch deutlich ansah, hatte den Grafen gar nicht bemerkt, wohl aber der Staatsanwalt, und kaum wußte er seine Frau an einem der Verkaufstische mit den vorgelegten Stoffen beschäftigt, trat er auf ihn zu.

„Graf Röllsperg, ich habe Ihnen ja noch zu danken für die rührende Sorgfalt, die Sie für die Wahrung meiner Familienehre bewiesen haben,“ begann er in französischer Sprache und höhnischverbindlichem Tone.

Der Angesprochene gab keine Antwort. Er blickte nach wie vor starr durch die Spiegelscheiben.

„Wissen Sie, was Sie sind, Röllsperg,“ fuhr der Staatsanwalt gereizt durch dieses Schweigen, nun schärfer fort. „Ein elender Verleumder, der —“

„Ich leugne es nicht,“ gab Röllsperg jetzt plötzlich zu Willersfelds Erstaunen gelassen zurück und sah ihm voll in die Augen.

„Aber Mensch, warum —?“

„Weil ich Ihre Frau haßte, Willersfeld — oder liebte, was vielleicht dasselbe ist. Sie hatte mich verschmäht und ich schwor ihr Rache.“

„Und um eine anständige Frau dafür zu strafen, daß Sie Ihre schmachvollen Huldigungen zurückwies, suchten Sie ihre Ehre, ihr Familienglück zu zertreten — Teufel in Menschengestalt!“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr von Willersfeld.“

„Glauben Sie wirklich, daß ich mich mit Ihnen schlagen werde?“ lachte der Staatsanwalt höhnisch auf. „Nein, mein Herr, selbst wenn ich als Justizbeamter das Gesetz hochhalten müßte, würde ich mich Ihnen nicht mit der Pistole oder dem Degen gegenüberstellen. Menschen wie Sie züchtigt man wie einen Duden mit der Peitsche, aber man stellt sich Ihnen nicht zum Duell.“

Röllsperg hob müde abwehrend die Hand. „Lassen Sie's gut sein, Willersfeld, ich bin gestraft genug, bestraft durch ein Etwas in meiner Brust, dessen Dasein ich bislang für ein Märchen gehalten habe. Lassen Sie's gut sein, und wenn Sie können, verzeihen Sie mir!“

„Verzeihen — ich Ihnen?“ rief Willersfeld bitter. „Ihnen verzeihen, daß Sie mir meine Kinder genommen haben, daß Sie mir beinahe auch mein Weib entrißen hätten? Daß Sie eine Vergesellschaft von Qual und Selbstvorwürfen auf mich häuften? Es tut mir leid, Graf Röllsperg, aber solche Engelsgüte zählt nicht zu meinen Charaktereigenschaften. Bitten Sie Gott um Verzeihung — wenn er Ihnen dieselbe zu gewähren vermag, ich kann es nicht!“

Da legte sich eine kleine, schwarz behandschuhte Hand auf den Arm des erregten Mannes und eine weiche Stimme sagte: „O Alexander, sei nicht so hart! Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

Dann streckte sich die kleine Hand dem Grafen entgegen und die weiche Stimme fuhr fort: „Ich verzeihe Ihnen, Graf Röllsperg, vergebe Ihnen von ganzem Herzen! Und auch mein Mann wird es noch tun, ver-

lassen Sie sich darauf. Er ist nicht so hart, als er manchmal scheinen will.“

Aber Graf Röllsperg ergriff die dargebotene Hand nicht. Förmlich entsetzt starrte er in das bleiche, unnatürlich schmal gewordene Antlitz der jungen Frau. Wollte sie ihn verhöhnen? Da waren ja die Verachtung und der Hohn des Staatsanwalts Balsam gegen diese Feindseligkeit, die sich wie ein glühendes Eisen in sein Herz bohrte. Ein heiseres Lachen brach über seine Lippen und er stürzte hinaus in die Nacht, so jäh und unvermittelt, daß die Bediensteten des Modewarenhauses, denen die kleine Szene bisher entgangen war, betroffen ausblickten.

Einige Tage später erzählte man sich in Wien, Graf Röllsperg befände sich in Monte Carlo und sei auf dem besten Wege, dort die Bank zu sprengen. In der Tat hatte der Graf beim grünen Tische ein unerhörtes Glück. Er selbst zeigte sich freilich davon am wenigsten erbaut.

„Nun ist meinem Leben der letzte Reiz genommen,“ schrieb er verzweifelt an einen Wiener Freund. „Auch die Spannung, welche in der Abwechslung von Gewinn und Verlust liegt, existiert nicht mehr für mich. Wie ich das auf die Dauer aushalten werde, weiß ich nicht.“

Er hielt es nicht aus. Wieder einige Tage später durchlief die Zeitungen eine Notiz, in welchem von einem österreichischen Aristokraten berichtet wurde, der sich in den Kasinoanlagen von Monte Carlo erschossen hatte. Der Bessagene habe sein ungewöhnliches Glück im Spiel nicht ertragen können, offenbar hatte die Freude darüber seinen Geist getrübt.

Die Welt las, lächelte über den sonderbaren Schwärmer, bedauerte ihn wohl auch ein wenig und dann — vergaß man ihn.

Niemand betrauerte ihn, nur eine Frau weinte ihm eine Träne nach und das war gerade diejenige, der er das schwerste Herzleid in ihrem Leben zugefügt hatte — Konstanze von Willersfeld.

Auf dem Balkon eines eleganten Hotels in Montreux sitzend, hatte sie beim Morgenkaffee die Todesnachricht in der Zeitung gefunden und reichte diese mit ernster Miene ihrem Gatten hin.

„Wie froh bin ich, daß ich ihm für dich und mich verzeihen habe, Alexander,“ bemerkte sie halb laut. „Ich würde mir jetzt den Vorwurf machen, ihn durch meine Unversöhnlichkeit in den Tod getrieben zu haben.“

„Oder war es gerade deine Verzeihung, die er nicht ertragen konnte und die ihn in den Tod trieb,“ dachte der Staatsanwalt, aber er hütete sich wohl, es auszusprechen.

\* \* \*

Der Frühling war bereits in das Land gezogen, als das staatsanwaltliche Ehepaar das Narzissen umstandene Montreux verließ und nach Wien zurückkehrte.

Man fand dort allgemein, daß die Ortsveränderung sehr günstig auf die beiden eingewirkt habe und sie nun ihr Schicksal gefaßt und ruhig zu ertragen schienen. Sie lebten zwar sehr zurückgezogen, aber das war nach dem Geschehenen eigentlich selbstverständlich, auch schloffen sie sich offenbar nur noch mehr aneinander an und fanden darin den besten Trost.

Der Staatsanwalt war auch wirklich ruhiger geworden. Zwar, in der ersten Zeit, da hatten die Selbstvorwürfe noch grobe





**Erz. v. Dallwitz, der neue Statthalter der Reichslande.**

Zu dem Statthalterwechsel in Elsaß-Lothringen. Der deutsche Kaiser hat das Abschiedsgesuch des Statthalters Grafen von Wedel genehmigt und den Staatsminister v. Dallwitz zum Nachfolger ernannt, an dessen Stelle der Wirkliche Geheim-



**Der neue Polizeiminister v. Loebell.**

Rat von Loebell das Ministerium des Innern übernommen hat. Der neue Statthalter Dr. von Dallwitz wurde 1855 in Breslau geboren und trat 1879 in den Staatsdienst. 1900 erhielt er die Berufung ins Ministerium als Hilfsarbeiter. 1910 wurde er

Minister, nachdem er vorher als Oberpräsident in Breslau gewirkt hatte. — Minister v. Loebell steht im 60. Lebensjahre und ist durch seine Tätigkeit als Chef der Reichskanzlei und Oberpräsident der Provinz Brandenburg bekannt geworden.



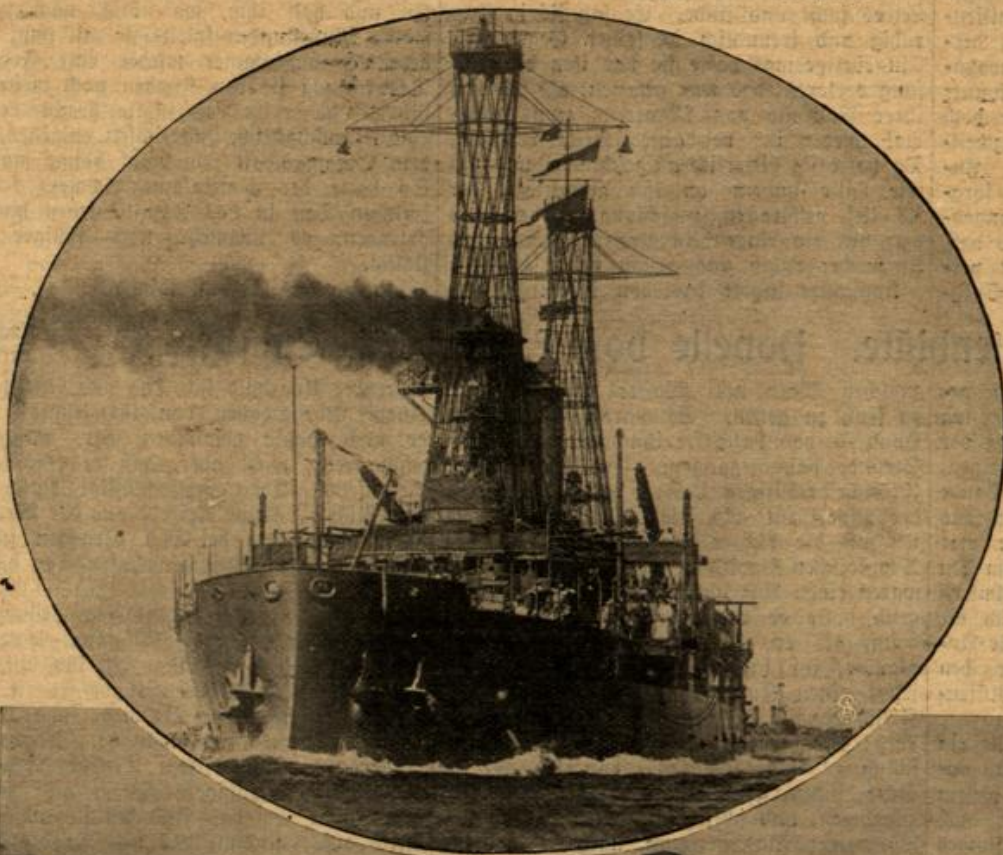
**Zur 50jährigen Wiederkehr des Krieges gegen Dänemark: Die alten Düppelstürmer des 4. Garderegiments.**

Die 50. Wiederkehr des Ruhmestags von Düppel, dessen auch der deutsche Kaiser in zwei Erlassen an die Armee und die Marine gedachte, wurde von allen Truppenteilen, die seinerzeit vor Düppel im Feuer standen, durch eine Reihe militärischer Erinnerungsfeiern festlich begangen. Bereits am Vorabend wurden Begrüßungskommerse abgehalten, zu denen sich zahlreiche alte Kriegsteilnehmer und ehemalige Waffenkameraden eingefunden hatten. Am Jubeltage selbst fanden, begünstigt von sonnenklarem Frühlingswetter, seitens der einzelnen Regimenter Appelle und Festparaden statt, bei denen die anwesenden Düppel-Veteranen als Ehrengäste gefeiert wurden.





Eine Unterseeboot-Division.



Bewaffnete Mexikanerin.



von Glasenapp, der neue  
Polizeipräsident von Köln.



Dr. v. Bistorius, der neue  
württemberg. Finanzminister.

Zum Krieg zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika gegen Mexiko: Neue,  
auf den amerikanischen Schlachtschiffen eingeführte Doppeltorpedos.  
In der Mitte: Das amerikan. Schlachtschiff „Louisiana“, eines der schnellsten der Welt.



Macht über ihn und erfüllten ihn oft mit verzehrender Qual. Aber Konstanze wußte so lieb zu trösten und die düsteren Schatten von seiner Stirne zu verschrecken, in ihrer Nähe war es ihm leichter, und er dankte dann nur dem Allgütigen, daß er ihm seinen größten Schatz, sein treues Weib gelassen.

Als sie die freie Schweiz verlassen hatten, vertiefte er sich mit verdoppeltem Eifer in seine Amtsgeschäfte, und von da an tauchten die finsternen Schatten immer seltener vor ihm auf. Nach Beendigung der Bureaustunden erwartete ihn ein trautes Heim und in diesem Heim liebevolles Weib und sein prächtiger Knabe, die ihm jeden Augenblick behaglich zu machen strebten. Ungetröst verfloß ihm die Zeit im Familienkreise; fühlte er auch schmerzlich, daß derselbe kleiner geworden, so tat die Gewohnheit viel. Langsam überwand er; konnte er auch nicht ganz vergessen, so war doch der wilde Schmerz, die trostlose Verzweiflung einer stillen Ergebung gewichen. Anfangs vermied er es im Gespräch sorgfältig, eine Erinnerung an die Vergangenheit anzuschlagen, später gab sich auch das.

Seine Frau umgab Willersfeld mit verdoppelter Liebe, mit der zärtlichsten Sorg-

falt. Ueberhaupt war jetzt über das Wesen des ernsten Mannes eine seltsame Weichheit und Milde ausgegossen. Nicht nur in seinem Hause, auch in seinem Berufe machte sich das bemerklich. Die Verteidiger blickten manchmal ganz erstaunt auf, wenn der Staatsanwalt, der sie sonst eigensinnig und mitleidslos bis aufs Messer bekämpft hatte, gleichviel ob die Verdachtsgründe für oder gegen den Angeklagten sprachen, sich plötzlich erhob und die Anklage zurückzog, „weil er nicht die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten gewinnen konnte.“

Und Frau Konstanze?

Alexander nahm an, daß seine Frau in seiner Liebe und der Arbeit Vergessen ihres Leides suche und finde. Er sah sie ja stets ruhig und freundlich in seiner Gegenwart. Ein einzigesmal hatte sie vor ihm die Fassung verloren, das war gewesen, als sie nach ihrer Rückreise von Montreux zum erstenmal wieder ihr verwaisetes Heim betraten. Da hatte sie bitterlich aufgeschluchzt und sich wie Hilfe suchend an ihn geschmiegt, der sie tief erschrocken umschlang. Aber das war nur ein Augenblick gewesen, dann stand sie wieder ruhig und gefaßt neben ihm.

Konstanze führte das von ihrem Pflicht-

gefühl aufgestellte Programm gewissenhaft durch. Sie war die beste Hausfrau, die zärtlichste Gattin und Mutter. In nimmermüder Liebe umsorgte sie den Gatten und den Stiefsohn, jeden Wunsch des ersten erratend, jedem Bedürfnisse des Kindes Rechnung tragend.

Willersfeld war nahe daran gewesen, gegen seinen Sohn aus der ersten Ehe eine ungerechtfertigte Abneigung zu fassen. Daß seine Frau, ganz gegen sein Erwarten, dem fremden Kinde noch mehr als früher ihre Liebe zuwandte, hatte ihn jedoch beschämt und rechtzeitig zur Einsicht gebracht. Frau Konstanze beschäftigte sich viel mit Messo, sie überwachte und regelte seine Schularbeiten und half ihm, wo nötig, nach. In seinen Mußestunden spielte sie mit ihm, und bereitete ihm immer wieder eine Freude. Dadurch zog sie den Knaben noch mehr an sich und da er ihr Leid fühlte, brachte er ihr eine leidenschaftliche Zärtlichkeit entgegen, die dem Staatsanwalt manchmal bange machte. So hatte der gemeinsame Schmerz keinen fremden Ton in das Familienleben hineingetragen, es vielmehr noch inniger gestaltet.

(Schluß folgt.)

## In der Maienblüte. Novelle von F. H. v. d. Emscher.

Nachdr.  
verbot.

Es war wieder einmal Mai geworden Draußen in Werder lag im Frühlingssonnenschein der Blüten Schnee auf den Zweigen, und zu Wasser und zu Lande kamen die Großstädter hinaus aus der steinernen Wüste. In Wannsee war eben wieder ein Zug eingelaufen. Im Nu war es schwarz vor dem kleinen Bahnhofgebäude, und in Scharen ergossen sich die frühlingsfrohen Ausflügler hinter zur Anlegestelle, wo ein großer Dampfer den anderen ablöste zur Fahrt nach dem Blumenmeer in Werder.

Ganz vorn auf der ersten Bank hatte ein junger Mann Platz genommen, der sich anscheinend nicht eben wohl fühlte in diesem Gedränge. Vor einem Jahr war er auch draußen gewesen. Ein gertenschlaues, junges Wesen tauchte in seiner Erinnerung auf, mit blondem Haar und weichen blauen Augen und jenem Blick in jeder Linie und Bewegung, der ihn zur höchsten Bewunderung entflammen konnte. Er hatte ihre Bekanntschaft gemacht, und ohne Zimperlichkeit war sie auf seinen fröhlich-kameradschaftlichen Ton eingegangen. Sie waren lange durch die Blütenpracht geschritten. Bald hatte er einige stimmungsvolle Verse, die sein innerliches Eigentum geworden waren, gesprochen, und sie hatte mit Worten ihres Lieblingsdichters geantwortet. Dann hatten sie einen der Aussichtstürme bestiegen und in schweigender Bewunderung dieses Frühlingsmarchen auf ihre jungen Seelen wirken lassen.

„Wie schade doch,“ meinte Berni, seine Begleiterin, „daß hier der höchste Zauber der Natur durch die Geschäftsfucht der Menschen in ein wüßtes Jahrmarktstreiben verwandelt wird, das den wenigen, die die Natur lieben, das Vergnügen raubt und all' die andern die Natur über dem bunten, johlenden Treiben vergessen läßt.“

Verstimmt hatte er ihr beigeplüschet, und dann waren sie einig geworden, den Dampfer nach Wannsee zu benutzen, an der Pfaueninsel auszustiegen und den herrlichen Weg

zwischen Wald und Wasser nach Wannsee zu Fuß zu gehen. So waren sie Hand in Hand — das hatte sie ihm gestattet — am Strande dahingegangen. Ein gutes Stück ihres beiderseitigen Lebens hatten sie einander anvertraut, als sie den Markt umschritten und die Lichter der Landungsbrücke des Schwedischen Pavillons aufblitzen sahen. Sie waren einen Augenblick stehen geblieben, fragend hatte er ihr ins Auge geschaut und dann, als er ein „Ja“ darin zu schauen glaubte, ihr fast ehrerbietig und doch beseligt einen Kuß auf die Lippen gedrückt. Gleich darauf betraten sie einen belebteren Weg; sie wurde schwerer, zurückhaltender, schlug es ihm, fast stolz, rundweg ab, im Schwedischen Pavillon das Abendbrot einzunehmen, und schließlich hatten sie sich am Potsdamer Platz getrennt, nachdem sie seine weitere Begleitung abgelehnt und ihm eine Adresse gegeben hatte, unter der er ihr postlagernd schreiben solle.

Fast schüchtern hatte er, der sonst so Siegesgewisse, sie gefragt: „Fräulein Berni, Sie sind so ganz anders als vorhin. Habe ich unbewußt Ihr Mißfallen erregt? Oder — oder sehen Sie sich vielleicht enttäuscht in mir?“

„Hätte ich Ihnen dann meine Adresse gegeben und ein Wiedersehen versprochen?“ lachte sie lustig auf. Und während ihm noch ihr glockenhelles Lachen in die Ohren klang, war sie auf und davon.

Noch am selben Abend hatte er sich hingelegt und sie schriftlich um ein Wiedersehen gebeten. Zwei, drei Tage wartete er, lief wohl zehnmal am Tage an den Hausbriefkasten, alles vergebens. Als schließlich acht Tage vergangen waren, da hatte er die Unruhe nicht länger ertragen können. Er war hinausgefahren nach jenem Postamt, an das sein Brief gerichtet war, und hatte am Schalter seinen eigenen Brief verlangt. „Nichts da!“ klang es geschäftsmäßig zurück. Konnte dieses Mädchen ein frivoles Spiel mit ihm getrieben haben? Sie hatte ihn vielleicht schon vergessen, ihn, der in ver-

zehrender Ungebuld sich Tag und Nacht nach einem Lebenszeichen von ihr sehnte! Wie er nach Hause gekommen war, wußte er nicht mehr, wohl aber, daß er eine lange Zeit seine Arbeit vernachlässigt hatte, bis schließlich die kleine Episode aus der Werderschen Baumbüte bei ihm vergessen schien, und er wieder seinen gewohnten Tag dahinglebte.

Unsanft wurde er aus diesen Erinnerungen aufgerüttelt; der Dampfer legte in Werder an, das Gedränge riß ihn mit und nahm seine Aufmerksamkeit derart in Anspruch, daß er keine Zeit mehr fand, seinen Gedanken weiter nachzuhängen. Mechanisch trachtete er, aus diesem Trübel herauszukommen auf ruhigere Wege, und wieder tauchte vor ihm das Bild des jungen Mädchens auf. Richtig, das war ja der Weg, den sie vor einem Jahre Arm in Arm gegangen waren.

Schließlich trat er in den ersten besten Garten. Bei einer Tasse Kaffee und seiner gewohnten Zigarette betrachtete er das laute, bunte Treiben. Dann stieg er die steile Wendeltreppe des Aussichtsturms hinauf. Jetzt war die Plattform erreicht. Nur zwei junge Mädchen standen oben, die, ganz in den unvergleichlich schönen Ausblick verloren, ihm den Rücken zuwandten. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte es ihn. War das nicht Bernis Figur? Unentschlossen stand er den Bruchteil einer Sekunde da, und schon war es zu spät. Die beiden drehten sich kurz um, und während er selbst von einem nachdrängenden Paar vollends auf die Plattform hinaufgeschoben wurde, stand er Auge in Auge derjenigen gegenüber, die in seinem Leben eine so kurze und doch so bedeutungsvolle Rolle gespielt hatte. Daß mechanisch griff er nach dem Hute, um die Hand in halber Höhe wieder sinken zu lassen und sich an seiner Kravatte zu schaffen zu machen. Auch über Bernis Antlitz huschte ein freudiges Aufleuchten, dann aber, als sie sah, wie er verlegen wegschaute, wandelte es sich in eisigen Hochmut.

„Komm, Grete,“ herrschte sie ihre Be-



gleiterin an und zog sie halb gewaltsam zu der Treppe.

„Aber was hast du denn plötzlich?“ fragte diese und verzog schmolend das Mäulchen. Sie war ja gewohnt, sich den Launen ihrer überlegenen Begleiterin zu fügen, an der sie mit schwärmerischer Liebe hing. Und so wagte sie nicht eher wieder etwas zu sagen, als bis sie den Garten verlassen und einen wenig begangenen Fußpfad erreicht hätten.

„Sag mal, Berni, du schiltst mich immer, daß ich so neugierig bin. Aber weißt du, du mußt vom Menschen nicht zu viel verlangen — du läßt mich nun schon eine ganze Ewigkeit zappeln.“

„Fast anderthalb Minuten,“ unterbrach Berni sie ironisch.

„Ich habe ihn schon mal dir gegenüber erwähnt, Grete,“ erwiderte Berni. „Viel leicht erinnerst du dich, wenn ich dir alles erzähle. Ein recht böser Zufall hat sich zwischen uns gestellt.“ Und sie erzählte ihrer kleinen Begleiterin die kurze, schmerzliche Geschichte, unter der auch sie lange gelitten hatte. Ihr war die ganze Begegnung wie ein Stück „Liebe auf den ersten Blick“ erschienen, und deshalb hatte es sie schwer getroffen, daß sie am Schalter des Postamtes hatte vernahmen müssen, daß ein Brief unter der genannten Chiffre eine halbe Stunde vorher abgeholt war.

Der Grete waren die Augen feucht geworden. Plötzlich blieb sie stehen. „Ich hab's, Berni. Ich werde euch schon wieder zusammenbringen, ohne daß du ihn aufklären müßtest. Auf der Stelle laufe ich zurück und suche ihn, und dann gehe ich einfach auf ihn zu und sage: Mein Herr — weißt du, so muß man nämlich sagen, in den Romanen steht das immer so — Mein Herr, Sie sind sehr schief gewickelt, wenn Sie denken, daß meine Freundin Berni so ist, wie Sie denken. Die ist viel besser und edler wie Sie — wie Sie annehmen, meine ich natürlich. Die hat nämlich Ihren Brief gar nicht gekriegt, weil ihn jemand anders abgeholt hatte. Also konnte sie ihn doch nicht kriegen, wie Sie hoffentlich einsehen werden. Und wenn Sie nicht so dämlich gewesen wären — nein, ich werde doch lieber sagen: Und wenn Sie wenigstens so schlau gewesen wären, ihr Ihre Adresse zu geben.“

„Hör' auf, hör' auf, Grete. Sollen wir vielleicht hinter dem Herrn herlaufen? Schließlich konnte er ja, wenn ihm so viel an mir lag, irgend einen Annäherungsversuch machen. Aber du siehst ja, er kümmert sich gar nicht um uns.“

„Na, den Kerl werden wir schon kriegen. Aber dafür darf ich dann auch Brautjungfer sein, — wenn es soweit ist.“

Inzwischen tritt derjenige, um den sich die Unterhaltung drehte, auf einem abseits gelegenen Wege der Ferne zu. Wie albern er sich benommen hatte! Schließlich aber hatte sie ja seinen Stolz verletzt, hatte wohl seinen Brief abgeholt, es aber nicht für notwendig befunden, ihn zu beantworten. Und doch, wenn man eine Sekunde in diese aufrichtigen Augen guckte, dann konnte man einfach nicht glauben, daß sie einer herzlosen Kofette angehörten. So kehrte er schließlich, während auf sich selbst und auf die ganze Welt, zum Bahnhof zurück, um von dort auf dem schnellsten Wege nach Berlin zurückzulehren.

Der Zug fuhr ein, setzte seine Passagiere ab und war im Nu von zurückkehrenden Ausflüglern gefüllt. Trotzdem gelang es dem mißvergnügt Dreinschauenden, noch einen leidlich angenehmen Platz zu erwischen, und schon erklang das Abfahrtsignal, als sich nochmals die Tür öffnete und zwei junge Mädchen hereinsprangen. Grete und Berni. Mit einem Blick hatte die Beketere die Situation erfasst und wollte zurück, aber schon hatte der Zug sich in Bewegung gesetzt, und unsanft wurde sie vom Schaffner in den Wagen zurückgewiesen. Sie machte ein verzweifelt Gesicht; Grete aber, die behauptete, von dem Fruchtwein einen ganz, ganz kleinen Schwips zu haben, wußte sich vor Lachen nicht zu lassen. Und da nur einer der Herren bereitwilligst aufstand, um Platz zu machen, so blieb auch demjenigen, dem dieses Lachen eigentlich galt, nichts anderes übrig, als Berni seinen Platz anzubieten, wobei er die steifste und feierlichste Miene aufsetzte.

Da fragte Grete ganz ungeniert, so laut, daß der, der es hören sollte, es auch vernahmen konnte: „Du, Berni, wenn man verliebt ist, schreibt man doch manchmal postlagernde Briefe?“

„Frag' mich doch nicht so albernes Zeug,“

klang es unwirsch zurück. Der aber, den es anging, horchte auf. Sollte er etwa noch verhöhnt werden? Aber schon drang es wieder an sein Ohr: „Mein Gott, was soll denn albern daran sein? Man kann doch postlagernde Briefe schreiben.“

„Ich bitte dich nochmals Grete, sei ruhig. Mir scheint, dein Schwips ist viel größer, als du denkst.“

„Ich habe jetzt gar keinen Schwips mehr. Im Gegenteil, ich habe jetzt sogar ein famoses Gedächtnis. Jetzt weiß ich sogar ganz genau, daß du mir erzählt hast, du hättest dir auch einmal einen postlagernden Brief kommen lassen —“

„Pfui, Grete, mußt du das gerade in der Eisenbahn erzählen?“ Sie war dem Weinen nahe.

„Na ja, das braucht ja niemand zu hören, der es nicht hören will.“

Er wollte aber, und so hörte er weiter: „Und du hast mir sogar erzählt, daß du den, der dir den Brief schreiben sollte, ganz riesig lieb gehabt hättest —“

„Grete, du bist nicht bei Sinnen —“

„So, und daß das Liebe auf den ersten Blick gewesen wäre, hast du mir wohl auch nicht erzählt? Und daß du den Brief vom Postamt holen wolltest und hörtest, daß er gerade vorher abgeholt sei? Und daß du darüber wochenlang ganz unglücklich warst und nur immer wünschtest, den Herrn wiederzusehen? Und daß das ein Jahr her ist? Und daß du den Herrn in der Baumbüste kennen gelernt hättest?“

Sie riß die Hand ihrer fassungslosen Begleiterin herunter, die ihr den Mund zuzuhalten versuchte: „Und daß du, obgleich der Kerl da oben auf dem Turm nicht mal grüßte, unglücklich warst, daß du ihn nicht ansprechen und ihm alles erzählen konntest?“

Der aber fuhr jetzt herum, sah in Bernis totenbleiches Gesicht und ihre tränensuchten Augen, faßte leise ihre Hand und beugte sich an ihr Ohr: „Ist das alles wahr, Fräulein Berni?“

Ein vielsagender Händedruck war die einzige Antwort.

„Berni, Berni, du Geliebte, verzeihe, daß ich jemals an dir zweifeln konnte.“

Mit wenigen Sätzen hatten sie sich ausgesprochen.

## Humoristisches.

Sie kennt sich aus. Nefte (Student): „Tantchen, wenn ich kein Geld habe, kann ich auch nicht studieren.“ — Tante: „Ach, Jungchen, wenn du Geld hast, kannst du erst recht nicht studieren.“

Auszeichnung. Hofmeister (mit großer Familie in ärmlichen Verhältnissen): „Es sind heute fünfundsiebenzig Jahre, daß ich auf Ihrem Rittergut Hofmeister bin, Herr Kommerzienrat.“ — Kommerzienrat: „Gut — so ernenne ich Sie von jetzt ab zu meinem Oberhofmeister.“

Passende Widmung. Kassier: „Wir wollen unserm Büreauvorsteher also zu seinem silbernen Jubiläum einen neuen Arbeitstisch verehren: könnten Sie wohl die entsprechende Widmung dazu machen!“ — Buchhalter: „Sehr einfach; wir lassen auf den Tisch eingravieren: Hier ruht unser lieber Büreauvorsteher...!“

Katheberblüte. Zur Zeit Napoleons I. wurde jedes Kind mit dem Marschallstabe im Tornister geboren.

Höflich. Richter: „Sie kommen mir bekannt vor! Sind Sie nicht ein Einbrecher, der von mir mal zu einer längeren Zuchthaus-

strafe verurteilt worden ist?“ — Angeklagter: „Jawohl, ich hatte das Vergnügen!“

Besteuerte Neugierde. Fremder: „Hier steht: „Das Uebersteigen der Mauer und der Zutritt zur Quelle ist bei Geldstrafe verboten... was ist denn das für eine Quelle?“ Polizist: „Sie, das ist e' gute Einnahmequelle!“

Ausrede. Präsident: „Vor dem Untersuchungsrichter haben Sie den Vorfall ganz anders dargestellt.“ Angeklagter: „Das kann nur auf Verhören beruhen!“

Steigerung. „Ihr Sohn treibt Musik?“ — „Eogar die Posaune!“

Neue Rasse. „Donnerwetter, Ihr Hund kann ja rasend laufen. Was ist das eigentlich für eine Rasse?“ — „Das ist ein Automoppel!“

Einfach. Gast: „Im Bier ist eine Fliege, die ich nicht herauskriegen kann.“ — Wirt: „Na, trinken Sie sie halt mit und spucken sie nachher aus.“

Wißbegier. Herr: „Sie haben vorhin meiner Tochter einen Kuß gegeben; recht fertigen Sie sich!“ — Klavierlehrer: „Ich wollte mich nur überzeugen, ob sie den Mund auf dem rechten Fleck hat!“

## Dexierbild.



Wo ist der Papa?





**Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck,**  
der neue Kommandeur der ostafrikl. Schutztruppe.



**Vom Magdeburger Reitturnier: Ein verunglückter Reiter wird von Pionieren aus dem Graben gezogen.**

Das Magdeburger Reitturnier am Herrentag fand dank der für deutsche Turniersportverhältnisse ganz ungewöhnlichen Höhe seiner Preise eine hervorragende Beteiligung. Allerdings waren auch die Anforderungen an das zu prüfende Material recht hoch bemessen, und es gab gar viele, die unterwegs Schiffbruch erlitten. So namentlich bei dem schweren Geländeeritt über 15 Kilometer, dessen 25 Hindernisse nur wenige Reiter glatt zu bewältigen vermochten; besonders die tiefen, steilen Gräben wurden manchem Teilnehmer zum Verhängnis.

Zum Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika ist nach kürzlich erfolgter Verabschiedung des Oberstleutnants Freiherrn v. Schleinitz dessen bisheriger Stellvertreter Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck ernannt worden.

Der Einzug der 99er in Zabern. Geführt von dem neuen Kommandeur Obersten v. Gündell, zogen die beiden Bataillone wieder in ihre alte Garnisonstadt ein.



**Der Wiedereinzug des 2. Oberrheinischen Infanterie-Regiments Nr. 99 in Zabern.**



# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 20

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das deutsche Kronprinzenpaar bei den Oster-Rennen in Karlsruhe; rechts Prinz Friedrich Karl von Preußen.



## Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Nachdr. verb.

**A**ber trotz ihrer ruhigen Außenseite litt Frau Konstanze unsagbar, mehr, als Alexander ahnen konnte. Oft drückte sie in den bitteren und schlaflosen Nächten schluchzend das Gesicht in die Kissen, um den Gatten nicht zu wecken, und flehte, die Hände in wildem Weh ringend, Gott um seinen Beistand an, daß sie ihrem Schmerz nicht erliege und ihr schweres Tagewerk auch den neuen Tag wieder aufnehmen könne. Dieser neue Tag sah sie dann wieder gefaßt und ruhig am Kaffeetisch, sich freundlich um ihre Lieben bemühend. Aber unter diesen Kämpfen wurde ihre Gestalt immer schwächer, ihr Gesicht immer blässer und schmaler und die dunklen Schatten unter den unnatürlich groß gewordenen Augen immer tiefer. Alexander bemerkte dies wohl und nicht ohne Sorge, doch er hoffte auf die Zeit. Es war so natürlich, daß sie sich gränzte, er tat dies ja auch, aber schließlich würde sich das geben.

In der Gesellschaft jedoch flüsterte man sich zu, Frau von Willersfeld habe sich entschieden verändert. Mit der Schönheit der einst so viel bewunderten Frau sei es dahin. — Der Gram verschönt eben nur in Romanen.

Die Bonne war wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens vor Gericht gestellt worden, aber in Anbetracht ihrer tiefen Reue und der für sie sehr günstigen Aussage Frau von Willersfelds mit einer sehr milden Strafe, 48 Stunden Arrest, davongekommen. Als sie die Strafe verbüßt hatte, nahm sich wieder Frau Konstanze des gänzlich gebrochenen Mädchens an und verschaffte ihm eine Stelle im Auslande, bei einer befreundeten Familie.

Staatsanwaltskassatut von Elten hatte geheiratet und war überglücklich im Besitze seiner jungen Gattin. Er hatte keine Ahnung, welch hohen Preis für sein Glück ein anderes Paar hatte zahlen müssen.

Annette Alben war bei den Schulschwestern der Notre-Dame als Novizin eingetreten und hoffte später in ihrer Beschäftigung als Lehrerin Vergessenheit und Befriedigung zu finden.

Prinz Heinrichs Vermählung war auch bereits erfolgt und er befand sich mit seiner jungen Gemahlin auf Reisen.

„Nächten sie alle das Glück finden, wie sie es sich erträumen,“ dachte Frau Konstanze oft, wenn sie sich ihrer Freunde erinnerte. „Wollte nur Gott auch mir einen Weg weisen, mein verlorenes Glück wiederzufinden oder wenigstens die Ruhe des Gemütes.“

Der Jahrestag der Katastrophe war wieder-gekehrt.

Es herrschte prachtvolles Winterwetter und auf Frau von Willersfelds Wunsch mußte der Wagen offen bleiben, als er vom Zentralfriedhofe weg der Stadt wieder zulenkte. Sie hatten dort das kleine Doppelgrab besucht und das Marmordenkmal mit Blumen geschmückt. Die Heimfahrt verlief sehr schweig-

sam. Staatsanwalt Willersfeld war in ernstes Nachdenken versunken, die junge Frau starrte mit brennenden Augen vor sich hin und Alesso schmiegte sich ängstlich an die Mama und küßte wieder und wieder ihre Hände.

Da trat ein ärmlich, fast zerlumpt gekleidetes Weib mit einem etwa einjährigem Kinde auf den Arm auf den Gummiradler mit seinen erschrocken vornehmen Ansätzen zu, und streckte flehend die Hand aus. Konstanze zog mit einem bittenden Blick auf ihren Gatten die Schür und der Wagen hielt.

„Ich bitt' schön, Euer Gnaden, schenken's mir a Kleinigkeit — 's is bitter kalt und mei arm's Kind da friert und hungert.“

Der Staatsanwalt zog die Börse und reichte der Bettlerin ein größeres Silberstück, bemerkte aber gleichzeitig: „Wissen Sie auch, gute Frau, daß in Wien das Betteln verboten ist?“

„Alexander!“ sagte Frau Konstanze bittend.

„Beruhige dich, liebes Kind, meine Bemerkung sollte mehr eine Warnung, denn ein Vorwurf sein. Dort hinten sehe ich einen Wachmann, und wie ich fürchte, sieht er uns auch. Seien Sie also vorsichtig, gute Frau, sonst — Sie wissen wohl!“

„Tausend Vergelt's Gott, gnä' Herr! Sie ham scho recht und ich was a, daß Betteln verboten is, aber sagen's selbst, was soll untermans sunst anfang'n, wenn ma kan Verdienst hat und ka Kreuzer Geld, ka Stück Brot, ka Kohl'n in der Stub'n ist? Arbeit hab ich kane, mei Mann a net, denn 's Schneeschaukeln geht heut net und mei Kind hungert. — Ja, aber von mir wollt i gar nix sagen, aber ihr Kind leiden s'segn, Herr, das schneid't aner Mutter ins Herz, da lernt so schön 's Betteln.“

„Ist die Kleine Ihr einziges Kind?“ fragte Frau von Willersfeld lebhaft interessiert.

„Ja, jetzt is sie 's, zwa san mer g'storbn; im Herbst war's. 's Geld hab i net g'habt, um das herbeiz'schaffen, was der Armen-doktor für 's verlangt hat, so muß'n i halt sterben.“

Eine Träne rollte der Armen über das abgeehrte Gesicht, das deutlicher als alle Zeugnisse die Wahrheit ihrer Worte bestätigte. Frau von Willersfeld war zusammengezuckt. Bewegt drückte sie noch eine Banknote in die Hand des Weibes, befragte sie nach ihrer Adresse und sagte tröstend: „Ich komme nächster Tage zu Ihnen, vielleicht kann ich Ihnen Arbeit verschaffen und damit eine Besserung Ihrer mäßlichen Lage herbeiführen. Für jetzt haben Sie sich wohl!“

In den matten Augen der armen Frau blitzte ein freudiger Strahl auf. „O tausend Dank, gnä' Frau, Gott mög' Ihnen segnen und Ihna noch recht viel Freud an Ihnere Kindern bescher'n.“

Die junge Frau suchte abermals heftig zusammen, Alesso schmiegte sich noch dichter an die Mama und bat leise: „Nicht wieder weinen, Mama!“

Der Staatsanwalt blickte erschrocken auf seine Frau, aber er beruhigte sich schnell wieder, als Konstanze leicht über die Wange des Knaben strich und in festem Tone entgegnete: „Nein, ich weine nicht, mein lieber Junge! Gott wird alles wohl machen.“ Und ihrem Gatten die Hand bietend, setzte sie leiser hinzu: „Wir tragen vielleicht noch nicht das schwerste Leid, nicht wahr, Alexander?“

Ein Handfuß war seine Antwort.

Und tatsächlich, zum erstenmal war Konstanzens Fassung keine mühsam erkünstelte gewesen. Der Segensspruch des armen Weibes hat ihr seltsamerweise nicht weh, sondern wohl getan. Er hatte in ihr eine Saite froher Hoffnung erklingen lassen, und zum erstenmal seit ihrer kleinen Tod sah sie ohne Bitterkeit in die Zukunft.

Dazu hatte ihr die Bettlerin das Mittel gezeigt. Vergessen und den Frieden des Herzens zu finden, dieses Mittel, nach dem sie sich so heiß gesehnt und das sie hatte nicht finden können, es war: fremde Not zu lindern und darüber den eigenen Kummer zu vergessen. Danach verfuhr sie fortan und sie konnte nicht umhin, das Mittel gut zu finden.

Gewiß, sie hatte die Wohltätigkeit ja immer geübt, aber in anderer Art. Sie hatte früher in prunkvollen Toiletten für die Armen getanzt und in Bazaren für die Unglücklichen geschachert, jetzt ging sie selbst in die Dachstübchen und Kellerwohnungen der Armen, sprach mit ihnen und legte, wo es nottat, selbst Hand an, ihre trostlose Lage zu verbessern. Man verehrte sie in den Armenvierteln bald als einen Engel des Trostes, und sie selbst mußte sich sagen, daß diese Art Wohlthätigkeit eigentlich viel mehr befriedige als die andere. Allerdings, die Welt erfuhr nichts von ihrem stillen Wirken im Dienste der Charitas, man nannte ihren Namen nicht mehr in den Zeitungen und Wohlthätigkeitskomitees, aber was lag der jungen Frau jetzt noch daran!

Ihr Gatte ließ sie gewähren. Er trat den Wünschen seiner Frau überhaupt wenig mehr entgegen, sie hatte sich jetzt einer viel größeren Freiheit zu erfreuen, denn in den ersten Jahren ihrer Ehe.

So gingen wieder Monate dahin. Dam schien es, als raffe sich Konstanze vollends auf. Sah sie auch noch immer bleich und schmal aus, ihr Gang wurde elastischer und in die schönen blauen Augen trat ein freudiger Glanz.

Gott straft wohl, aber er quält nicht.

Etwas über zwei Jahre waren verflossen, seit man Elsa und Blanka in die kühle Erde gesenkt, der Mai schüttelte sein Blütenfüßhorn über die schöne Kaiserstadt aus, da legte man ein junges, zartes Menschenkind in den Arm des entzückten Vaters.

„'s a Bub und so a schöner kräftiger Kerl, Gott b'hat ihn!“ bemerkte die weiße Frau ganz stolz und wichtig dabei.

Herr von Willersfeld brückte leise und vorsichtig einen Fuß auf die faltige Stirn



des Blichs, das seine dunklen Augen wehklagend von dem ungewohnten Lichte schloß, dann beugte er sich glückstrahlend zu seiner Gattin nieder, die ihn mit einem Gemisch von Freude und Wehmut anblickte.

„Und weißt du auch, wie wir ihn nennen,

mein süßes Weib? Konstantin muß er heißen — still, meine Liebe, keinen Widerspruch, in diesem Punkte mußt du mir meinen Willen lassen.“

Frau Konstanze lächelte sanft und legte ihre Arme um seinen Hals, sein Gesicht

an das ihrige ziehend. „Alexander, Gott hat uns verziehen, und das Glück lehrt wieder bei uns ein,“ flüsterte sie in sein Ohr.

Draußen im Vorzimmer weinte der alte Inspektor Tränen der Freude.

## Der Schatz am Lehmgruberhof. Erzählung von Hans Waldmoser, Wels.

Nachdr. verb.

Hoch oben von dem Gehänge der rechteitigen Traumlände blickt ein Gehöft hernieder auf die reißenden Fluten der Traun, hinüber auf die nahe Kreisstadt und weit hinaus in das gesegnete Heidefeld. Es ist der Lehmgruberhof, der urkundlich schon mehr als zwei Jahrhunderte dort oben thront und sich bis heute von einem Geschlecht zum andern ein und desselben Namens vererbt hat. Einen schönen Anblick bildet dieses alte Gebäu' und seine Umgebung auch in der Nähe, indem es von drei Seiten ein wohlgepflegter Obstgarten einschließt, während die Vorderfront, umspannt von Weingeranken, dem Trauntal zugekehrt ist. Herbst ist's geworden.

Noch kämpfen die Frühnebel einen schweren Kampf mit der aufsteigenden Sonne, als von der eine halbe Stunde vom Lehmgruberhof entfernten Pfarrkirche die schweremühtigen Töne eines Trauergeläutes die Luft durchzittern, herüberdringend bis zum genannten Hof.

Und dort hebt man soeben einen Sarg, der die sterblichen Ueberreste des letzten Besitzers birgt. Bald wird der Trauerzug auf der schmalen, schlechten Straße sichtbar. Der Bahre folgen die drei Söhne des verstorbenen Bauern, Sepp, Bertl und Florl, dann die nächsten Anverwandten und Nachbarn.

Nachmittag ist's geworden, da die Trauergäste von der Totenzehrung, die hier nach altem Brauch und Sitte nach jedem Begräbnis eines Bauerngutsbesizers in einem von den Angehörigen bestimmten Wirtshaus stattfindet, nun auseinandergehen.

Die näheren Verwandten gaben den Lehmgruberöhnen noch ein Stück Weges das Geleite, dann verabschiedeten sie sich und die Brüder klappten schweigend den Gangsteig zum Vaterhaus hinauf.

Jeder schien mit seinen eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt, um das Bedürfnis zu fühlen, mit dem andern zu reden. Und dieses drückende Schweigen dauerte sogar noch eine Zeit lang fort, als sie bereits in der geräumigen Stube daheim um den Tisch saßen. Jetzt freilich wäre es sowohl dem Sepp, dem Florl und Bertl recht gewesen, wenn endlich einer von ihnen den Mund aufgetan hätte, denn es gab viel zu besprechen, wie dies und jenes geordnet werden sollte und wie die Verhältnisse in der nächsten Zukunft zu gestalten wären. Doch jeder wartete auf des andern erstes Wort.

Dem Sepp mochte nun doch das Schweigen endlich zu langweilig werden. Den Stuhl ein wenig rückend und sich kräftig räuspierend, begann er: „Alsdann es muß jetzt ausgerebet werden. Es hat keinen Wert, wenn wir da beieinander sitzen und jeder läßt die Zung' im Maul liegen, als wär' sie ihm festgewachsen.“

„Das tüt ich halt auch meinen,“ stimmte Florl zu, während Bertl, der den Verstand noch nicht recht beisammen hatte, gleichgültig brummte: „Nu ja, mir is a recht!“

„Der Vater liegt jetzt unter der Erd', wir

sind frei, jeder von uns hat nun seinen Willen,“ leitete Sepp das Gespräch weiter. „Seinen Willen, sag' ich, denn das hat jeder von uns nur zu bitter empfunden; wir waren allzeit des Vaters Knechte, die nur die Pflicht erfüllen, wenn es aber unsere Rechte galt, nit müssen durften. Hab' ich recht oder nit?“

„Wohl, wohl!“ nickte Florl. „Der Vater war halt ein Eischenschädel, es wird ihm, Gott schenk' ihm die ewige Ruh, nit schaden, wenn ihm eins von seinen eigenen Kindern so was nachsagt. Aber was wahr ist, sel ist wahr, man kann's sagen!“

„A wohl ja, das schon!“ stimmte auch Bertl zu.

„Also so liegt die Sach' auf,“ fuhr Sepp wieder fort. „Des Vaters Eigensinn ist's auch gewesen, daß wir nicht gerad' ein Weniges um unser Erbteil verkürzt worden sind. Um einen dalketen Geldrain hat er jahrelang mit dem Nachbar prozessiert und was ist bei dem ganzen Handel herausgekommen? Der Nachbar hat den Prozeß gewonnen, der Vater hat zahlen müssen an die Tausende und unser Hof, der heut' leicht schuldenfrei sein könnte wie ehvor, steht jetzt drinnen bis zum Dach. Jetzt heißt's: So Buben, zieht euch das G'höft heraus, wenn ihr es als eigen haben wollt!“

Mühsam fiel Sepp's kräftige Faust auf die Platte des wuchtigen Eichentisches. Eine Vaterunserlänge herrschte tiefes Schweigen, nur Bertl brummte einmal für sich: „Is nit anders! — Is nit anders!“

„Weißt d' was, Sepp, wie das Gespiel steht, so muß es eins nehmen. Zum Wirtschaften ist's am Lehmgruberhof nimmer, gar kein Drandenken, wohl aber zum abwirtschaften. Also verkaufen wir das ganze Sacherl, wie es liegt und steht, für jeden kommt dabei doch noch so viel heraus, daß er sich ein Kleinhäusl kaufen oder einen Handel anfangen kann, wie es ihm halt nachher paßt.“ Also äußerte der Florl seine Meinung.

„In diesen Stücken stimmen wir nit, Bruder,“ widerriet Sepp, „schon gar nit!“

„Na, wenn du es besser weißt, besser verstehst, nachher mach' nur ein Angebot. Mir kann es recht sein, wenn es sich sonst hören läßt!“ In dieser Entgegnung Florls lag ein leiser Vorwurf und Spott.

Den Sepp aber beirrten die Worte des Bruders nicht und er fuhr fort: „Ich will nit sagen, daß mein Arraten besser ist, als wie du es meinst. Aber den! nur einmal, der Hof ist seit zweihundert Jahren in den Händen der Lehmgruber. Unsere Vorfahren werden auch zuwidere Zeiten gesehen haben, Mißjahre, Krieg, Krankheiten und Kümernisse werden im Lehmgruberhof oft gar arg verspürt worden sein. Aber na, sie haben als gute Christenleut' auf unsern Herrgott vertraut, dabei rechtsschaffen gearbeitet und gepart und recht ist's allemal wieder worden. Also mein' ich halt, tun wir es denen gleich, bleiben wir schön beieinander und paßt auf, es wird gehen, wenn auch nit leicht, aber

es wird' gehen, sag' ich. Der Grund, auf dem unser Vaterhaus steht, ist ein Goldboden — ein Schatz liegt darin — aber verstehen muß es eins, ihn zu heben. Freilich, derweil der Vater noch gelebt hat, hab' ich den Sinn, der mir alleweil wieder in den Kopf kommen ist, nit laut werden lassen dürfen. Jetzt aber liegt die Sach' anders.“

„Also willst in unserer Lehmgrubstetten nach Geld graben und dabei sollen dir ich und der Bertl wohl helfen!? Na, das ist doch rein zum Lachen!“ Und Florl stieß einen Lacher aus, der dem andern tief im Herzen weh tat.

„Versteht es halt nit besser,“ sagte Sepp verdrießlich. „Aber damit du mir nit einmal den Vorhalt machen kannst, ich wär' verschlossen gewesen, ich hätt' nit ausgerebet, will ich dir sagen, was ich im Schild führe: Hier' auf dem Lehmgruberboden soll ein Ziegelwerk entstehen. Trotzdem, daß der Hof so arg verschuldet ist, will ich das Unternehmen allein wagen, wenn du und der Bertl nit zu haben sind.“

„Könn't mir nit einfallen, eine solche Narretei!“ rief Florl. „Du bist als Aeltester der Uebernehmer und zahlst mir meinen Teil sobald als möglich aus. Wenn der Bertl bei dir bleibt, ist es seine Sach', mich geht's nit an.“

„Das möcht' ich halt wohl meinen, daß es dich nit angeht!“ rief Bertl, durch den Widerspruch geärgert, denn er war dem älteren Bruder immer zugetan gewesen und ließ sich in allem wie ein Kind von ihm leiten.

Ein Wort gab das andere, so daß Florl und Bertl bald auseinander losgingen. Was dem Bertl am Verstand abging, erstezte eine riesige Körperkraft, und so bekam der Florl, trotzdem der ältere Bruder die Kampfhähne trennen wollte, eine gemessene Tracht Prügel. So schloß denn der Begräbnistag des alten Lehmgruber mit Streit und Unfrieden unter seinen Buben.

\* \* \*

Florl hatte das Vaterhaus wenige Wochen nach dem vorerzählten Austritt verlassen. Da ihm sein Erbteil, wie er es gewünscht, vom älteren Bruder ausbezahlt worden war, zog er in die nahe Kreisstadt, wo er als Pferdeunterhändler sein Fortkommen suchte. Der Bertl war beim Sepp geblieben, und gemeinsam schafften sie Tag um Tag, was in ihren Kräften stand. So kam der Winter, der lange, ins Land, und an den Abenden, wo eins wegen der Finsternis so auch keine richtige Arbeit in der Wirtschaft anzufangen weiß, fand Sepp Zeit genug, an seinem neuen Unternehmen zu sinnen, Pläne zu schmieden. Ausgedacht wäre freilich alles recht schön und praktisch gewesen, wie und in welcher Weise die Ziegelfabrik entstehen sollte. Aber die Geldfrage, sie bot Schwierigkeiten, schier nicht zu überwinden.

Geiraten wenn er halt täte! . . . Die Fanny vom Edthof drüben, sie wäre keine üble Partie. Jung an Jahren, zu ihm





**Das diesjährige Hauptfest des Großordens vom hl. Georg in München:**  
König Ludwig III. als Großmeister im Zug der Ritter.

Das diesjährige Hauptfest des bayerischen Ritterordens vom heiligen Georg wurde mit ganz besonderem Glanze begangen. Konnte doch seit 34 Jahren zum ersten Male wieder der feierliche Akt des Ritterschlags von einem Inhaber der bayerischen Königswürde vollzogen werden. Die drei neuernannten Ordensmitglieder, denen König

Ludwig III. in der reich geschmückten Hofkapelle den Ritterschlag erteilte, waren Karl Freiherr Wambolt v. Umstadt, Graf Johann Preysing-Lichtenegg-Moos und Graf Gerhard Dentice (Frasso). Die Ritterschaft bot in ihrer malerischen Ordenstracht das übliche farbenprächtige Bild. Das Prinzenpaar August Wilhelm von Preußen, das inognito in München weilte, wohnte der Feier bei.



**Prof. A. Bushnell Hart,**  
ein neuer amerikanischer Austauschprofessor. Die Austauschprofessur für Berlin hat der Historiker Albert Bushnell Hart von der Harvard-Universität in Cambridge übernommen. Der Gelehrte ist 60 Jahre alt und hat früher in Freiburg i. Br. studiert, wo er 1883 die Doktorwürde erwarb.

Vom Sechseläuten-Umzug in Zürich. Der großartigen Universitätsweihe folgte der Sechseläuten-Umzug, mit dem Zürich alljährlich den Einzug des Frühlings feiert. Dies Jahr wollten die prachtvollen Gruppen kein Ende nehmen, die alle mehr oder weniger in Beziehung standen zu dem großen Feste der Universität.



Zürichseefahrt im 18. Jahrhundert mit Alopstod, Bodmer u.

Vom „Sechseläuten“-Umzug in Zürich.



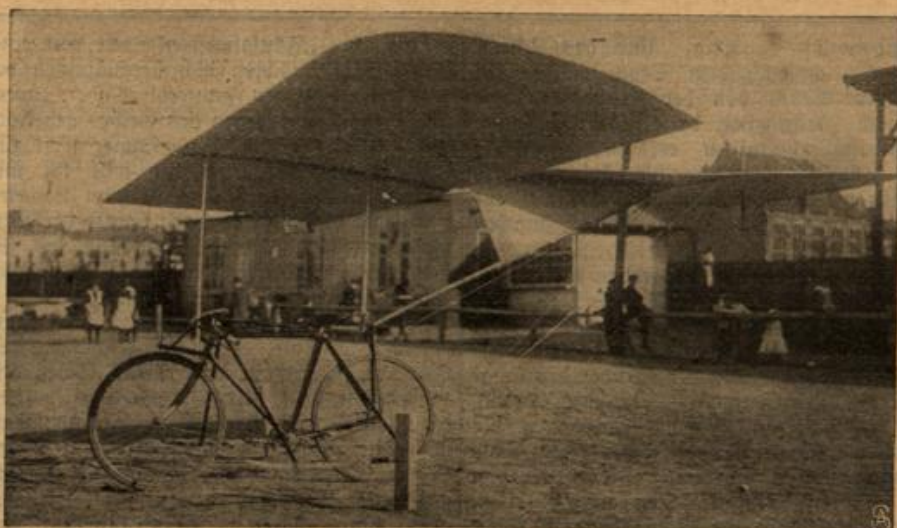
Diogenes in der Tonne.





**Prof. Dr. Ferd. v. Martitz,**  
der hervorragende Staatsrechtslehrer der  
Berliner Universität, feierte am 27. April  
seinen 75. Geburtstag.

**Professor Dr. Ferd. v. Martitz,**  
Geh. Oberregierungsrat, Mitglied des Ober-  
verwaltungsgerichts und Ordinarius für  
Staats- und Völkerrecht an der Berliner  
Universität, vollendet am 27. April sein  
75. Lebensjahr. Er stammt aus Inster-  
burg und wirkt seit 1898 in der Reichs-  
hauptstadt, nachdem er zuvor an den Uni-



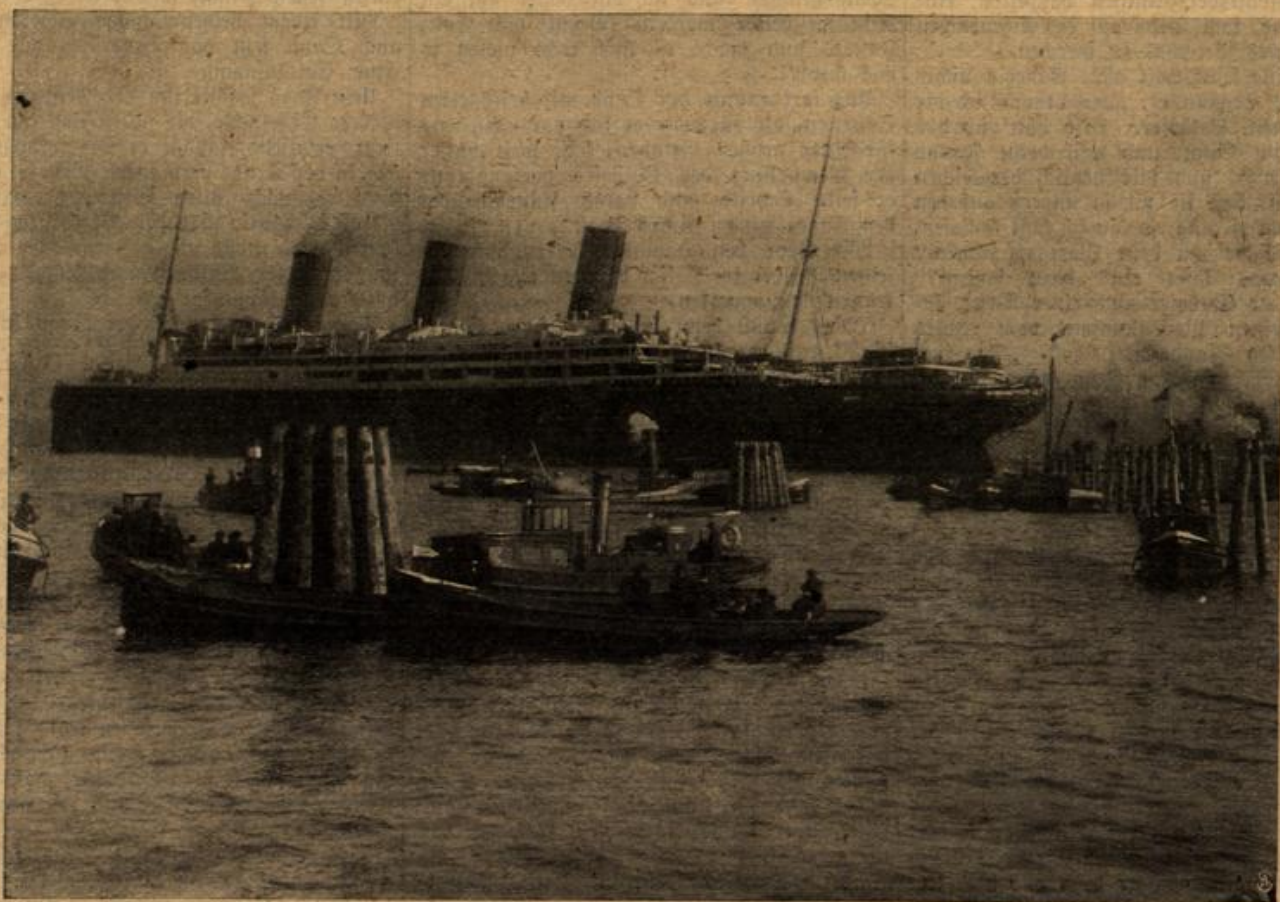
**Ein motorloser Flugapparat auf einem Fahrrad.**

versitäten zu Königsberg, Freiburg und  
Tübingen gelehrt hatte. Der hervorragende  
Staatsrechtskenner ist auch Mitglied des  
Schiedsgerichtshofs im Haag.

**Um den Peugeot-Preis,**  
der demjenigen zufällt, der mit einem motor-  
losen Flugzeug eine Strecke von mindestens  
10 Meter zurücklegt, ohne den Erdboden zu  
berühren, gedenkt sich der junge Rennfahrer  
Schoop in Berlin zu bewerben. Sein  
Apparat besteht aus einem Zweirad, das  
für Flugzwecke mit Tragflächen von 5 Meter

Länge sowie mit Höhen- und Seitensteuer  
ausgerüstet ist.

Die erste technische Probefahrt des  
Dampfers „Vaterland“ ist glänzend  
verlaufen. Der Dampfer erreichte die Ge-  
schwindigkeit von 24 Seemeilen in der  
Stunde bei einer ausgezeichneten Steuer-  
fähigkeit und großer Stabilität. Dann be-  
gann die zweitägige Abnahmefahrt, zu der  
die Mitglieder des Bundesrates und des  
Reichstages mit einem Sonderzug von  
Berlin in Cuxhaven zur Besichtigung des  
Dampfers eintrafen.



**Der neue Riesendampfer „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie, das größte Schiff der Welt, ver-  
läßt den Hamburger Hafen.**



passend und — goldig. Und das Dirndl hatte neulich auch dem Sepp, als er ein Stücklein Weges von der Kirche weg mit ihr nach Hause ging, da er ihr von seinen Wirtschaftsverhältnissen erzählte, gemeint: „Du brauchst nur eine Bäuerin, die Geld mitbringt. Sollst einmal beim Edthofer anknöpfen, wer weiß, es könnte sich machen lassen.“

Also wenn der Sepp zugreifen wollte, die Gelegenheit war da. Aber es hatte doch einen Haken. Wenn Fannys Vater nicht der Edthofer gewesen wäre, jener Nachbar, mit dem der alte Lehmgruber den langwierigen Prozeß gehabt, nachher freilich hätte es gut tun können. Zwar war der Edthofer allseits freundlich gegen den Sepp gesinnt gewesen und hatte nie nichts von den früheren Mißhelligkeiten merken lassen. — Sepp war nicht der Mann, der eine Sache gleich übers Knie abbrach, wie man sagt. Er überlegte daher so und anders, ob er den Schritt zum Edthofer tun sollte. Endlich aber entschloß er sich doch dazu. Eher alles versuchen, als über kurz oder lang unter den Hammer zu kommen.

So stapfte der junge Lehmgruber eines Sonntags nach dem Mittag hinüber in den Edthof. Der Bauer begrüßte den Sepp zwar recht freundlich, doch konnte er das höhnische Lächeln, welches um die Mundwinkel seines glattrasierten Gesichtes zuckte, nicht gut verbergen. Der Edthofer, jedenfalls schon gut unterrichtet von dem Anliegen des Lehmgruber, lud diesen ein, ihm in die Kammer zu folgen.

Nachdem das Gespräch zwischen beiden durch einige gleichgültige Redensarten, die von Wirtschaftsverhältnissen handelten, eingeleitet war, kam Sepp auf den eigentlichen Grund seines Besuches zu sprechen.

„Daß eine Wirtschaft ohne Bäuerin nichts gleichsieht“, begann er, „das brauch' ich dir nit zu sagen, Edthofer. Also hätt' ich das Heiraten im Sinn, und weil deine Fanny noch frei wär' und mir neulich dergleichen geredet hat, daß sie nit so ungern auf den Lehmgruberhof ging, so bin ich halt kommen, dich als Vater um dein Wort zu fragen.“

„Om, was kann eins dazu sagen!“ brummte der Edthofer nach einer Weile, indem er seinen Pfeifenstummel vom rechten in den linken Mundwinkel schob. „Das sind halt so Sachen... Daß meine Fanny gern hinüberging auf deinen Hof, das will ich schon glauben. Aber mein, das Dirndl mutmaßt halt, sie könn' eine Bäuerin spielen — na, wie es ihr halt zukommen sollt' und müßt' als eine Edthoferische, versteht sich.“

Dem Sepp lief eine Blutwelle über das Gesicht, während der Bauer fortfuhr: „Uebrigens, ich will alle meine Dirndeln glücklich verheiratet wissen. Zwei sind es schon, und auch die Fanny soll ihren Willen haben. Wenn es ihr Ernst ist, Lehmgruberin zu werden — von mir aus.“

„Das brauchst nit zu fürchten, daß der Hammerl etwas abgehen kommt am Lehmgruberhof“, entgegnete Sepp, während der andere schwieg. „Wie meine Verhältnisse stehen, dasseib' weiß deine Tochter so gut wie du selber. Stimmt die Wirtschaft allwegs zusammen, nachher kann aus dem jezt verschuldeten Lehmgruberhof in ein paar Jahren eine Goldschmiede werden. Du kennst doch meine Absicht von wegen dem Unternehmen!“

„Wohl, wohl!“ winkte der Bauer gering-

schäßig ab. „Fantasierst alleweil von einer Ziegelfabrik; möchtest dich herausreißen von dem Heiratsgut der Fannerl! Na... wenn das Dirndl nur wegen des Geldes geheiratet sein soll von einem, der nimmer weit zum Abwirtschaften hat, nachher will ich mich nimmer auskennen. Das ist zum Lachen!“

Eine so beleidigende Rede konnte der Sepp nicht verwinden. Ein Faustschlag ins Gesicht wäre ihm lieber gewesen, denn solche Worte aus des Edthofers Munde.

„Edthofer!“ sagte er mit vor Aufregung bebender Stimme. „Ich bin gekommen, dein Wort zu hören, ja oder nein. Aber mich zu hänseln oder mir Vorwürfe zu machen, dazu sollst dich als ehrlicher Christenmensch schämen. Und daß du siehst, daß es ein Lehmgruber nit not hat, sich von dem Heiratsgut deiner Tochter herauszureißen, sollst von mir anders hören. Merkt' dir nur das, Nachbar: leicht gerät es dir noch selber, abzuwirtschaften! Ein Mißjahr, ein Unglück, und langen kann es.“

Der Edthofer, auf eine solche Entgegnung nicht gefaßt, wollte etwas sagen, doch war Sepp schon zur Kammertür hinaus und schritt dem Vorplatz zu, wo er Fanny traf.

„Hätt' es dir doch sagen sollen, Sepp“, meinte sie, die Augen zu Boden senkend.

„Daß ich nicht anhalten sollt' im Edthof, gelt?“ preßte der Lehmgruber unwirsch hervor.

„Na, weißt Sepp, nix für ungut. Du hättest mein Wort nit so ernsthaft nehmen sollen von wegen dem Heiraten. Es war nur so eine Redensart von mir.“

„Dast mich halt ein wenigens genarrt; aber ich trag' dir das nit nach. Dir hat's einen Spaß gemacht und ich bin dabei um ein Nibel gescheiter worden. Behüt' dich Gott, Fanny, und mach' es nur recht vielen so wie mir!“

Und fort rannte der Sepp mit beflügelten Schritten, als fürchtete er sich vor weiß was für einer großen Gefahr. Erst weit hinter der Gemarkung des Edthofes verlangsamte er seine Schritte und stapfte sinnend über den Anger seinem Anwesen zu.

Wie Sepp den Hausflur betritt, hört er seinen Bruder im Keller drunten aus Leibeskräften herumwerfen.

„Was treibst denn heut' an einem Sonntag?“ ruft er äbellaunig durch die Kellertür zum Bertl hinunter.

„Frag' nit eine Weil', hilf mir lieber das Trübel herausheben von der Grub“, klang es keuchend zurück.

„Mir scheint der Kund spinnt“, brummte Sepp, tappte aber dann den finsternen Raum in den Keller hinab. Ganz hinten in einer Ecke stand Bertl mit aufgestülpten Hemdärmeln, keuchend und schweißtriefend von einer schweren Arbeit. Neben ihm stand auf einem Mostfäß eine Unschlitzkerze, niedergebrannt bis zum Stumpf.

„Ja, Figgub, was sind denn das für Faren, was treibst denn, sag' mir nur? Rappelt leicht?“ forschte Sepp, der gar nicht begreifen konnte, was das sonderbare Beginnen des Bruders bedeuten sollte. Wenn er es auch im Kopf nicht recht beisammen hatte, aber solche Narreteien hatte er doch nie gemacht.

„A wohl na, rappelt tu' i nit“, kam es im ungemüthlichen Ton zurück. „Mach' nur deine Augen auf ein bißerl; da schau her, i bin auf was G'heim'es kommen! Weil das Drei-Eimerfaß gerad recht ungelegenam gestanden ist, so hab' ich mir denkt, sel tāt

da hinten besser liegen. Aber der Kellerboden ist auf dem Plakerl nit in der Eben g'wesen, also hat es halt abgraben g'heissen. Da grab' ich halt eine Weil' — und auf einmal tut die Schaufel einen spassigen Scharrer, eine eiserne Truhe kommt zum Vorschein. Ich dent', es muß ein Schatz drinnen sein, weil's gar so ein G'wicht hat.“

Sepp trat nun näher und bemerkte in der Grube von beiläufig einem halben Meter Tiefe eine ziemlich große eiserne Truhe, sogar noch ziemlich gut erhalten, da der Raum, worin sie stand, gewölbeartig ausgemauert war. — Herrschaft, wenn wirklich Geld drinnen wär', nachher wäre er aus den Sorgen und könnte dem prozigen Edthofer eins aufhängen!

So brachten die Brüder nach vieler Anstrengung die Truhe hinauf in die Stube. Nur gut, daß die Diensthöten, bis auf eine alte, gehörlose Dirn, welche in ihrer Kammer flüchte, bei der Segenandacht waren und nicht so bald heimkehrten. Kaum daß der Sepp etwas verschnauft hatte, machte er sich daran, die Truhe zu öffnen, aber das Ding schien wie aus einem Stück geschmiedet. Der Dedel wollte nicht weichen. Endlich erst, als Sepp mit aller Gewalt ein starkes Brecheisen in eine kleine Ritze trieb, löste sich der Verschluss.

„Fizelement!“ entfuhr es dem Bertl. „Da haben wir das Gump... Nix als vermauerte Steinbroden und um selbe schinden wir uns, wie nur!“

Tatsächlich, das war der Inhalt der Truhe; lauter Kalksteine, wie man solche an der Traun unten findet, die Zwischenräume mit Mörtel ausgefüllt, so daß das ganze einen einzig festen Klumpen bildete.

Mit einem heidenmässigen Scheltzer warf auch Sepp jezt das Brecheisen zur Seite. Eine Enttäuschung...

Ueberflings befällt ihn der Mißmut. Eine schwere Bidelhade, die neben ihm am Boden liegt, erfassend, schlägt er wie tollwütig auf das in der Truhe vermauerte Gestein, daß die Splitter nach allen Seiten herumfliegen. Nein, so zornig hat der Bertl den Bruder sein Lebtage noch nie gesehen. Er fürchtet ihn in dieser Wildheit und flüchtet in die anstoßende Kammer.

Noch allseits schlägt der Sepp in seiner blinden Wut auf die harte Masse los, so daß er es gar nicht merkt, wie ab und zu etwas mit klingendem Getöse auf die Dielen springt. Noch ein furchtbarer letzter Schlag und der aufgeregte junge Mann sinkt erschöpft auf einen Stuhl. Alles ist ruhig, nur das heftige Keuchen aus des Bauers Brust hallt durch den Raum, hörbar bis in die Kammer, wo Bertl furchtbar und ratlos an der Tür lehnt.

Allmählich atmet Sepp wieder ruhiger, aber so erschöpft ist er, daß er, seinen Kopf in die Handflächen auf den Tisch gestützt, nicht wahrnimmt, wie Bertl leise an ihn herantritt und wie besänftigend die schwere Hand auf seine Schultern legt, indem er zaghaft meint: „Gelt Sepp, bist nüt harb auf mich, i kann nix dafür, daß in der Truhe nix drinnen sein tut, wie grad Steiner.“

Nach einer Weile fährt Sepp erschrocken empor. „Ah so, du bist es, Bertl“, kommt es tonlos von seinen Lippen. „Om, daß eins so verrückt werden kann!“

Sinnend starrt er auf die zerhaute Steinmasse in der Eisentrue. Aber was ist denn das? Schimmert dort ein paar Schritte



neben der Truhe nicht ein runder, goldglänzender Gegenstand. Seppens Hand langt darnach und mit dem Ausruf: „Vertl, Vertl, wie kommt das Goldstück her!“ hält er die Münze gegen das Licht. Die Brüder suchen jetzt den Raum um die Truhe ab und finden bald mehrere solcher Goldmünzen. Wahrhaftig, die Truhe muß einen Doppelboden haben, in welchem der Schatz einst bei Kriegszeiten eingeschlossen worden sein mag. Doch jetzt ist keine Zeit mehr zum näheren Untersuchen. Der Knecht und zwei Mägde können jeden Augenblick von der Segenandacht heimkommen. Also schaffen Sepp und Vertl die Truhe in die Kammer und machen in der Stube Ordnung, daß niemand etwas merkt. Auch die Grube im Keller verschüttet Vertl wieder sorgsam.

\* \* \*

Auf den Gehängen um den Lehmgruberhof zeigen sich bereits die gelben Blüten des Huslatti, einer der ersten Frühlingsboten. Dort und da lagert wohl noch in den Mulden eine schmutzige Schneekruste, aber auch diese letzten Reste des Winters werden der scharfen Sonne nicht lange mehr trotzen können. In der Frühe jubelt das befiederte Sängervolk schon in dem Gezweige der knospenden Bäume, daß es eine helle Freude ist. Und mitten in diesem Jubel der erwachenden Natur arbeitet der Lehmgruber Sepp mit Krampen und Schaufel an einer Leithe, was es Zeug hält. Er legt die gelbe Lehm-schichte im Grunde bloß, der erste Beginn zu seinem Unternehmen. Oberhalb des Gehänges führt ein schmaler Fußweg, teilweise von Gesträuch bekrönt.

So fröhlich ist der Sepp seit langem schon nimmer gewesen und er singt sich zu der Arbeit sogar ein Bierzeiliges:

„Wann 's nur a Dirndl gäb',  
Schwarzaug und treu,  
's brauchet koa Geld net z'hab'n  
I heiratet 's glei.“

Raum war die letzte Silbe dieses gereimten Wunsches verklingen, ließ sich von der Höhe oben am Weg auch schon mit silberheller Stimme die Beantwortung hören:

„Und i möcht' so an Buam,  
Bei dem d' Diab für mi schlägt,

Daß i eahm helfen kimmt',  
Wann a si' plagt.“

Ueberrascht blickt Sepp nach der Richtung, aber seine Augen können nichts mehr erblicken als den Gipfel eines schwarzen Kopfstücks und eine Hand, welche einen kleinen Stein gegen ihn kolkern ließ. Was das für ein Blickdirndl sein muß, das so schnell und bündig auf sein G'sangel zu antworten wußte? Diese Frage ging dem Sepp den ganzen Tag über durch den Kopf und als er andern Tags wieder dort arbeitete, versuchte er die Fortsetzung seines gefanglichen Wunsches:

„Mei' liabs Dirndl, laß di' schau'n,  
Werb' doch mei' Schatz,  
Denn in mein' Herzen wär'  
Grad für di' nur a Platz.“

Und es klang auch wieder zurück von oben:

„Wenn das just wahr sein tuat,  
Komm' morg'n in der Fruah,  
Sonst aber — i litt di' schön  
Laß mir mei' Ruah.“

Der Sepp hat sich das Kommen nicht zweimal schaffen lassen. Kaum daß er den andern Tag noch erwarten hat können. Wirklich, da kam um die gleiche Zeit die fremde Dirn mit einem Milchwagel wieder des Weges. Der Lehmgruber stand einem blühenden Mädchen mit einem paar feurigen Schwarzaugen gegenüber, die den jungen Bauer ganz und gar berückten.

Die Liebe bedarf nicht erst vieler Worte. Oft genügt ein Blick, ein Händedruck und der glühende Funken im Herzen wird zur hellen Flamme. Sepp und Gustl, wie das hübsche Kind hieß, welches im Edthof erst kurze Zeit diente, sprachen sich nun täglich und ein halbes Jahrlein später zog die Gustl als junge Bäuerin im Lehmgruberhof ein.

Und des Lehmgrubers Unternehmen — die Ziegelfabrik — sie war bis zum Herbst schon so weit gediehen, daß hinterwärts des Hofes ein mächtiger Schornstein in die Lüfte ragte und am nächsten Frühling sollte der Betrieb beginnen.

Woher er das Geld genommen? Darüber sann und grubelten sowohl der Edthofer und andere Leute und sprachen von einem Schatz, den die Lehmgruber im Keller gefunden hätten, aber Gewisses wußte niemand. Sepp

und Vertl hielten eben den Fund der eisernen Truhe, in deren Doppelboden eine große Menge Gold- und Silbermünzen eingeschlossen war, so geheim als möglich.

An einem kalten stürmischen Winterabend war es auch, als von dem Hoftor des Lehmgrubergutes ein junger, ganz herabgekommener Mensch stand, dem die Bähne vor Kälte aneinanderstießen. Florl war es, welcher sein Erbteil bis zum letzten Heller mit den Kofshändlern und Anstauern verspielt hatte. Vertl ging gerade über die Gred und traf den Bruder.

„Vertl,“ redete ihn der Heruntergekommene an, „bitt' dich tausendmal, red mir beim Sepp ein gutes Wörtel, er soll mich aufnehmen; als Knecht soll er mich aufnehmen, ich will arbeiten, gerne arbeiten.“

Und der Vertl ging hinein in die Stube und bat für den Bruder.

„Om, das kommt nit auf mich an, ob wir den Florl, der sich von uns losgemacht hat, wie wir in der ärgsten Klemme gefehlt sind, noch mittun lassen. Der Hof gehört jetzt dir so gut wie mir.“

Sepp suchte mit dem Ausdruck dieser Meinung nur Vertls Gesinnung gegen den gesunkenen Bruder zu erforschen, da dieser dem Vertl bei jedem Anlaß seine geistige Beschränktheit vorgeworfen hatte. Sepp selbst war in seinem Innern sofort bereit, den Gesunkenen nicht als Knecht, wohl aber als Bruder liebevoll aufzunehmen.

„Ich müßt' sternen wie ein kleines Bübel, wenn du den Florl fortjagen täßt,“ erklärte er, indem seine großen Augen feucht schimmerten. „Ich blieb' selber nimmer bei dir.“

Also holte er den Florl herein — er, dem es halt „am Verstand fehlte“ — aber im Herzen nicht. . . Und der Frühling kam wieder und mit ihm die „Schwalben“, wie man hierzulande die italienischen Ziegelfabrikarbeiter bezeichnet, von denen etwa fünfzig an der Zahl die Arbeit in der Ziegelfabrik des Lehmgrubers in Angriff nahmen.

Deute ist der Lehmgruber ein reicher Mann, dem der erste Schatz zu einem zweiten verholfen hat, den ihm der Lehmgrubel gab. Neidisch blickten die Nachbarn zum Lehmgruber empor, am meisten aber der Edthofer und seine Fanny, welche die Leinwandjahre bereits hinter sich hat.

## Humoristisches.

Neue Rasse. „Donnerwetter, Ihr Hund kann ja rasend laufen. Was ist das eigentlich für eine Rasse?“ — „Das ist ein Automoppel.“ Einfach. Gast: „Im Bier ist eine Fliege, die ich nicht herausbringen kann.“ — Wirt: „Na, trinken Sie sie halt mit und spucken sie nachher aus.“

Schöne Aussicht. Frischen (auf der Straße zum Verehrer seiner Schwester): „Kommen Sie heut' abend wieder zu uns?“ — Verehrer: „Jawohl, mein Junge!“ — Frischen: „Na, dann freuen Sie sich! Heute gibts was feines für Sie zu trinken! Mama will Ihnen heute reinen Wein einschenken!“

Bitte um Aufschub. Junge Frau: „Also, von morgen ab werde ich versuchen, allein zu kochen.“ — Mann: „So warte doch wenigstens, bis die Hausapotheke eingetroffen ist; sie muß jeden Tag kommen.“

Die Hausfrau (in der Küche): „Ich wollte Minna, Sie hätten — Minna: „Ree, Madam — nicht zu machen, id bleib mein'n Edward treu!“

Seine Ansicht. Baron: „Zefrier-

fleisch? Lachhaft! Das Eis, das der liebe Gott zum Selbstfrappieren hat wachsen lassen, soll ein Christ nicht zum Fleischfressen mißbrauchen. . .“

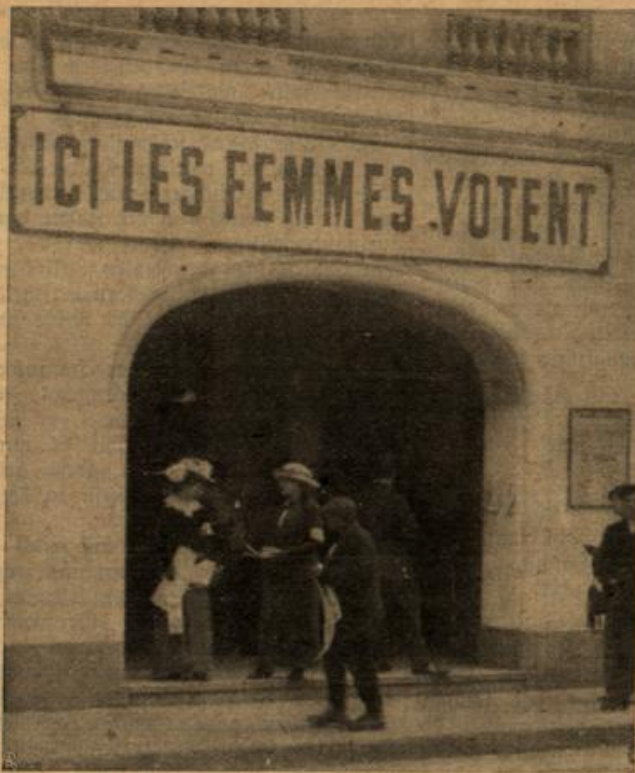
Militaria. Das „Durchsagen“ von Befehlen ist eine der schwierigsten Übungen in der Armee, weil der Geist der Mannschaft den Sinn der Sache angeblich nicht versteht. Marschiert da neulich ein Bataillon von A. nach B. Der Bataillons-Kommandeur ließ durch die Marschkolonne den Befehl durchsagen: „Der Herr Major wünscht einen frischen Marsch und eine gute Haltung.“ Der Bataillons-Adjutant, der nach einiger Zeit vorgeritten kam, fiel beinahe vom Pferd, als ihm das Resultat übermittelt wurde: „Der Herr Major wünscht eine frische Maß und eine gute Unterhaltung.“

Handel. Ein reichgewordener Fleischermeister kommt zu einem berühmten Maler. „Was rechnen Sie mir, wenn Sie mich in Del malen?“ — „Zehntausend Mark!“ — „Und wenn ich Ihnen das Del dazu liefere?“



Wo ist die Mama?





Veranstaltung einer Probewahl durch Frauen. Von den französischen Kammerwahlen. Zettelverteiler vor dem Wahllokal.



† Professor Richard Anötel,  
Berlin,  
bekannter Historienmaler.



Konteradmiral von Hinz,  
deutscher Gesandter in Mexiko.



† Freiherr v. Fejervary  
früherer ungarischer Landes-Ver-  
teidigungsminister.



Zum Statthalterwechsel in den Reichslanden: Fürst von Wied und Gemahlin verlassen das Statthalterpalais in Straßburg.



# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 21

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Furchtbare Erdbebenkatastrophe in Japan: Das Elend der obdachlosen Bewohner.





## Die Witwe von Pipers Point.

Frei nach dem Englischen von J. S.

Nachdr. verb.



**A**n der grünen Küste von Sydneys Hafenbucht, in einem vom Strande begrenzten Garten, saßen vor vielen Jahren ein verwitweter, älterer Herr, und eine Dame von mittlerem Alter, lieb von Angesicht und im Trauerkleide der Witwe. Es war ein heißer Sommernachmittag; doch ein Laubdach beschützte das Paar gegen die Sonne, das blaue Wasser von Port Jackson plätscherte frisch über den goldenen Sandstreifen zu ihren Füßen. Der Herr trug einen leichten Sommeranzug. Ein sehr hoher Hut mit schmalem Rande stand auf dem Boden zwischen seinem Stuhle und demjenigen der Dame; und seine Karte, die noch auf ihrem Knie lag, machte ihn bei diesem seinem ersten Besuche der Dame bekannt als „Major Thomas Blanker, von der königlichen Artillerie, jetzt pensioniert“.

Frau Astley war in der Tat eine neue und interessante Erscheinung in der Kolonie. Innerhalb einer Woche nach ihrer Ankunft hatte sie ein leerstehendes Haus an der Südseite von Pipers Point bezogen, und hier wohnte sie nun, ganz abgelegen. Ihr nächster Nachbar war der Major, der an der anderen Seite der Rose-Bai wohnte, zwanzig Minuten weit über Land und die Hälfte dieser Entfernung über Wasser. Er hatte noch keine fünf Minuten in dem Garten der Witwe gefressen, als er mit seinem Stoch nach der anderen Seite der Bai zeigte und ihre Aufmerksamkeit auf ein im Sonnenschein zwischen den Bäumen glänzendes Fenster lenkte.

„Das ist mein Haus, gnädige Frau,“ sagte er mit wohlklingender Stimme. „Sie können es durch die Bäume nicht gut sehen; aber dort werden Sie mich finden, wenn Sie meine Dienste nötig haben sollten. Ich fürchte, daß Sie Unannehmlichkeiten mit Ihren deportierten dienenden Geistes haben werden. Sollte das der Fall sein — und nichts ist wahrscheinlicher — erweisen Sie mir dann die Ehre, sich an mich zu wenden.“

Die Witwe verbeugte sich und lächelte, und fragte ihren Besucher, ob er schon lange England verlassen hätte. Es war sieben Jahre her — und seitdem hatten die Zustände sich nicht gebessert, am allerwenigsten was das Theater betraf. Edmund Keane war tot! Wer konnte in seinen Schuhen stehen? Und, vom Theater gesprochen, Frau Astley wollte wissen, ob hier zu Sydneys schöne Stücke gegeben würden. Ach Gott, nein. Es war eine jammervolle Gesellschaft; und Frau Astley sollte nicht daran denken, dahin zu gehen, wenigstens nicht unter des Majors Schutz.

Nun, Frau Astley hatte denn auch nicht die Absicht. Sie plauderte nur eben einmal darüber. Ein Buch in grünem Umschlag lag neben der Karte des Majors auf ihrem Schoße. Sie ließ es ihm sehen und fragte, ob er es kenne. Nein, er kannte es nicht, und ebenso wenig den Verfasser.

„Hinterlassene Papiere. Was klingt das melancholisch, nicht wahr? Ist es lesenswert?“ fragte er.

„Defensiv?“ sagte Frau Astley mit

einem gnädigen Lächeln. „Ich weiß nicht, wie andere darüber denken, aber was mich betrifft, so habe ich noch selten ein Buch so lesenswert gefunden, wie dieses. Es hat mich, wenigstens für einige Stunden, einen großen Kummer vergessen machen. Es erscheinen noch Fortsetzungen dazu. Ich werde diese kommen lassen, und dann können Sie die ersten Lieferungen von mir geliehen bekommen.“

„O, sehr freundlich von Ihnen,“ antwortete der Major. Aber er dachte an etwas ganz anderes. „Ich begreife nicht, wie Sie dazu gekommen sind, gnädige Frau, eine so einsame und abgelegene Wohnung zu mieten!“ rief er aus.

„Nun, gerade weil sie so einsam und abgelegen ist,“ antwortete die Witwe.

„Aber... so ganz allein!“

„Ich wünsche allein zu sein.“

Der Major ergriff seinen Hut.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „ich möchte um keinen Preis einen unerwünschten Besuch länger ausdehnen. Aber wenn Sie diese Kolonie künftigen wie ich sie kenne, dann würden Sie begreifen, wie sehr ein alter Knabe an meiner Stelle danach verlangt, Ihnen alle mögliche Hilfe, ja ich darf wohl sagen, Schutz anzubieten. Dies mag Ihnen zu dringlich erscheinen, aber, beste Frau Astley, Sie werden es besser begreifen, wenn Sie hier eine Weile gewesen sind.“

Mit diesen Worten wollte er ihr die Hand reichen, doch Frau Astley legte die ihrige auf seinen Arm.

„Ich begreife es jetzt schon,“ sagte sie freundlich. Verstehen Sie nun auch mich nicht verkehrt. Ich schäme in jeder Hinsicht die Freundlichkeit Ihres Anerbietens, und ich werde auch sicher gerne, sobald sich die Gelegenheit bieten sollte, Gebrauch davon machen. Ihr Besuch wird mir immer angenehm sein. Aber ich habe schwer gelitten. Ich bin hier, um Gesellschaften zu vermeiden, nicht um sie zu suchen, und ich hoffe, Herr Major, daß Sie darin mit mir sympathisieren.“

„Gewiß, Frau Astley, gewiß kann ich das!“ rief er. „Es war der Tod meiner geliebten Frau, der mich nach diesem fernen Lande getrieben hat.“

Diese Mitteilung, die übrigens auf Wahrheit beruhte, war jedoch nicht begleitet von der dazu passenden Gefühlstiefe, weil der Sprecher zu sehr in bewundernde Betrachtung des lieben Gesichtes versunken war, das mitleidig zu ihm aufblickte.

„Dann befinden wir uns in demselben Falle, und wir müssen daher Freunde sein,“ sprach die Witwe, sich erhebend. Sie geleitete ihren Besucher bis an die Türe, doch ließ sie ihn unterwegs noch eben warten, um ihm die ersten Lieferungen des bewußten Buches zu holen.

„Lesen Sie das einmal!“ sagte sie. Sie verlangte ganz bestimmt nach der Fortsetzung. O, wie beneide ich Sie, daß Sie noch von vorne an beginnen können! Ich werde Sie in Ihrem Hause lachen hören!“

„Einen Augenblick, gnädige Frau,“ sagt der Major, nach einem Manne sehend, der

im Garten arbeitete. Ist das ein Deportierter?“

„Ja.“

„Ein Stück von einem Herrn, wie es scheint,“ brummte der Major. „Aber das sind gerade die Schlimmsten... Ich bitte Sie, Frau Astley, wenn der Kerl Ihnen die geringste Last macht, lassen Sie es mich dann wissen.“

„Was könnten Sie denn wohl tun?“

„Ihm fünfzig Geißelhiebe geben lassen,“ antwortete der Major grimmig. „Ich kann Ihnen mitteilen, daß ich zu der Magistratur dieser Kolonie gehöre. Sie können Ihren Diener vor mich bringen in mein eigenes Haus, und für die erste Unverschämtheit soll er fünfzig Hiebe bekommen. Ich besitze auch einigen persönlichen Einfluß beim Gouverneur, und ich brauche Ihnen nicht zu versichern, gnädige Frau, daß ich denselben gerne im Notfalle zu Ihren Gunsten anwenden werde.“

„Haben Sie Einfluß beim Gouverneur?“ rief nun die Witwe mit einer Lebhaftigkeit, die sie bis jetzt noch nicht an den Tag gelegt hatte und die ihre Anmut erhöhte. Wirklich? O, verschaffen Sie dann meinem armen Gärtner nicht fünfzig Peitschenhiebe, sondern seine Freilassung!“

Der Major sah sie mit einem halb bewundernden, halb mitleidigen Lächeln ruhig an. „Humanität, gnädige Frau?“ sagte er. „Sie beschäftigen sich mit Humanität? O, das ist hier eine gefährliche Viehhäberei! Aber warten Sie nur einmal! Wir sprechen einander noch einmal näher! Es dauert keine acht Tage, wette ich, und Sie bitten mich gegen diesen Kerl um Schutz!“

Und mit einer galanten Verbeugung nahm der Major Abschied und entfernte sich in der Richtung seines Hauses. Doch je mehr er seiner Wohnung nahte, desto nachdenklicher und ernster wurde sein gelbliches Gesicht.

Major Blanker war ein Sechziger; aber er betrachtete sich selbst noch nicht als einen alten Mann, und nun auf einmal fühlte er sich wohl zwanzig Jahre jünger. Bei seiner Heimkehr ging er bei seinem Spiegel zu Rate. Das Klima und die Dienstjahre hatten ihn ziemlich ausgetrocknet; aber es waren noch schwarze Haare in seinem Badensbart, und in seinen Augen glänzte noch ein jugendliches Feuer. Major Blanker war immer ein lebenslustiger Mann gewesen, und nun hegte er den Wunsch, noch lange Jahre ein schönes Leben zu führen.

Vom Spiegel sich nach dem Fenster seines Schlafzimmers wendend, sah der Major den Rauch aus dem Kamin der Witwe gegen das Abendrot in die Höhe steigen. Das Wasser der Bai war rosenfarbig von Ufer zu Ufer; und über demselben verwandelte sich das tiefe Blau des Firmaments in glühenden Purpur. Unter dem Einflusse dieses anregenden Naturschauspiels fand der Major das plötzlich in ihm gestörte Gleichgewicht wieder und wurde sein Entschluß gefaßt.

Zwei Tage nachher — in einer Kolonie, die drei Männer zählte auf eine Frau, war keine Zeit zu verlieren — schon zwei



Tage nachher also klopfte Major Blanker von neuem an der Thür der hübschen Witwe. Er hatte das Werk bis zur letzten Zeile der dritten Fieferung gelesen, und dieses Buch berechnete ihn sowohl zu einem Gespräche, wie es auch die schnelle Wiederholung seines Besuches entschuldigte. Er wollte ja nur die vierte und fünfte Fieferung holen. Nichts natürlicher!

Doch siehe, die Witwe war nicht zu Hause. Sie hatte mit dem ihr zugewiesenen Hausknechte eine Kahnpartie auf der Bai gemacht.

Mit dem Hausknecht — dem Gärtner! In diesem Wasser, das von Haifischen wimmelte! . . . Welch ein Wagnis! . . .

Der Major verließ wieder das Haus, und sah den Nachen gerade hinter Shark Island zum Vorschein kommen, und deshalb beschloß er, die Dame in ihrem eigenen Boje zu erwarten. Er mußte einmal ernstlich mit Frau Astley sprechen. Es war schon schlimm genug, daß eine wehrlose Frau allein an diesem einsamen Platz wohnte, mit einem Deportierten als Hausknecht und einer Dienstmagd, die vermutlich ebenfalls deportiert war. Aber sich mit diesem Spitzbuben auf das Wasser zu wagen, ohne daß ein anderer Mensch dabei war, das war doch noch ärger als Wahnsinn. Die arme Dame hatte dringend einen Freund nötig, um sie zu warnen — und diesen Freund sollte sie in Thomas Blanker finden.

Der Major stand an der Wasserseite und zupfte in einem fort an seinem Badenbart, bis der Kiel des Nachens auf den Sand stieß. Seine Augen waren auf den Deportierten gerichtet, einen großen, starken Kerl, der seinen Kopf hangen ließ, wozu er wahrlich auch wohl Grund hatte, meinte der Major. Kaum war die Witwe mit Hilfe des galanten Majors ausgestiegen, als letzterer ohne lange Komplimente seine Mahnungen begann.

Wie unvorsichtig, wie tollkühn von ihr, sich in einer solchen Rutschschale auf das Wasser zu wagen mit einem deportierten Spitzbuben, einem Galgenvogel, der keinen Augenblick zögern würde, sie zu ermorden, wenn er Vorteil darin sah! Hatte niemand ihr gesagt, daß die Bai voll von Haifischen war? . . . Aber die Landhaie von Sydney selbst, die Schurken und Verbrecher, die sich Tag und Nacht herumtreiben, wären noch viel gefährlicher! Und einem solchen vertraute sie ihr Leben an? . . . Wie unvorsichtig!

Frau Astley war bleich geworden.

„Sist . . .“ flüsterte sie. „Er wird Sie hören.“

„Er!“ rief der Major. Was liegt mir daran, ob er es hört! Lassen Sie ihn nur lauschen und aufpassen.“

„Aber mir liegt etwas daran,“ entgegnete die Dame in flehendem Tone. „Ich interessiere mich für den armen Mann. Ich habe Mitleid mit ihm. Er hat mir alle seine Widerwärtigkeiten erzählt.“

„Widerwärtigkeiten!“ schimpfte der Major. „So nennen Sie es alle, die Salunken! . . . Wie heißt der Kerl?“

„Whybrow.“

„Doch nicht Whybrow, der Fälscher?“

„Der selbe.“

„Dann, werthe Frau Astley,“ rief der Major in gewichtigem Tone, „dann hoffe ich, daß Sie weder Silber noch Kostbarkeiten in Ihrem Hause haben. Wenn aber doch, dann ersuche ich Sie freundlichst, sie mor-

gen durch mich auf die Bank bringen zu lassen, wenn Sie wenigstens nicht wollen, daß Whybrow damit durchbrennt. Ich erinnere mich seines Falles noch gut. Ein raffinierterer Kerl wurde niemals deportiert. Er würde die Kirche bestehlen . . . also sicher auch Sie! Es ist allein eine Frage der Zeit und Gelegenheit.“

Frau Astley wandte sich um, tat ein paar Schritte nach dem Hause und kehrte zu dem Major zurück.

„Sie sprechen so hart über diesen armen Mann,“ sagte sie. „Aber hat er sich hier je etwas zuschulden kommen lassen? Ist ihm je etwas zur Last gelegt worden, als gerade das Vergehen, dessentwegen er deportiert wurde?“

„Nicht, daß ich wüßte,“ antwortete der Major achselzuckend. „Aber er ist durchtrieben. Er weiß wohl, daß es zu seinem Vorteil ist, sich gut zu fähren.“

„Und doch wollen Sie wegen dieses einen Vergehens in früherer Zeit ihn für fähig halten, in Zukunft alle möglichen Schurkenstreiche zu begehen? O, wie ist es anders möglich, diese Leute müssen ja hier immer schlechter werden, wenn nichts als Schlechtes von ihnen erwartet wird? Aber wozu sind sie denn hier, wenn nicht, um ihnen die Gelegenheit zu geben, ein neues und besseres Leben anzufangen? . . . Nein, ich ärgere mich über Ihren Grundsatz, Herr Major, einmal ein Schurke, immer ein Schurke.“ Ich habe diesen Grundsatz hier von allen Seiten verfländigen hören, und ich finde ihn abscheulich, ungeheuerlich, unmenschlich, unmütlich!“

Major Blanker teilte ihre Auffassung nicht; aber er beugte sein Haupt voll Bewunderung vor dem Feuer einer edlen Entrüstung in ihren Augen.

„Gnädige Frau,“ sagte er, mit seinem Spazierstock nach dem soeben besprochenen Gärtner zeigend, der gerade den Kahn aufs Land gezogen hatte und nun die Räder wegzug. „Gnädige Frau, ich wollte, ich wäre dieser Gärtner und hätte Sie als Verteidigerin. Ich nehme jedes Wort, das ich gesprochen habe, zurück. Unter Ihrem Schutze müßte der größte Schurke in der Kolonie wohl ein ehrlicher Mensch werden — das glaube ich gerne!“

„Es liegt wahrlich viel an uns selbst, wie wir diese Leute behandeln,“ antwortete die Witwe noch immer voll Begeisterung. O, ich glaube, daß wir eine schwere Verantwortung tragen. In seinem vorigen Dienste hat er eine abscheuliche Behandlung erlitten. Es war irgendwo im Binnenlande. Nein, ich will keine Namen nennen, aber Whybrow versichert mir, daß Sklaverei Ruhe und Friede wäre im Vergleich mit dem, was er dort erduldet hat. Er wurde für sieben Jahre deportiert. Davon sind nun drei verstrichen. O, glauben Sie, es wäre möglich, ihm in diesem Sommer noch seine Freilassung zu verschaffen?“

Der Major fühlte eine warme Hand auf seinem Arme; er sah nasse, vor Begeisterung glänzende Augen stehend in die seinigen schauen. Der Major fühlte sich jünger als je.

„Ich kann es versuchen,“ sagte er, „aber ich fürchte, daß es nicht gelingen wird. Vier Jahre ist das Minimum von Strafzeit.“

„Tun Sie, was Sie können!“ rief die Witwe. „Es wäre eine Tat der Menschlichkeit, wofür ich Ihnen mein ganzes Leben dankbar bleiben möchte.“

Der Major tat, was er konnte, doch ohne den erwünschten Erfolg. Vielleicht tat er nicht so sehr sein Bestes, wie er behauptete; und vielleicht auch entdeckte die Witwe allmählich eine gewisse Laugigkeit für die Sache, die ihr so innig am Herzen lag. Wie dies auch sein möge, der Major machte in Frau Astleys Buneigung nicht die geringsten Fortschritte, auf die er gerechnet hatte. Gegen Ende des Sommers war ihre Freundschaft noch stets eine lautere Freundschaft geblieben, und der deportierte Gärtner war noch immer ein deportierter Gärtner. Als Nachbarn lasen sie zusammen die neu erschienenen Fieferungen des berühmten Werkes, und spielten mitunter in des Majors Veranda eine Partie Whist; aber sobald der Veteran sich ein zartes Wort über ihre und seine einsame Lebensweise entfahren ließ, stand die Witwe auf und ersuchte ihn, sie nach Hause zu begleiten.

Endlich aber, auf einem dieser Spaziergänge — eines Abends bei prächtigem Mondenschein fand der tapfere alte Herr, nachdem er sich bei Tisch mit einer Extrafasche Porto gestärkt hatte, den Mut, mit dem großen Worte hervorzutreten.

Frau Astley hörte ihn still an, mit großen, erschrockenen Augen über die im Mondlichte glänzende Bai starrend.

„Ich kann nicht,“ stammelte sie. „Ich habe meinen Mann geliebt, ich liebe ihn noch, ich werde nie mehr heiraten.“

„Aber,“ protestierte der Major, „auch ich habe meine selbige Frau geliebt, und doch möchte ich morgen schon wieder heiraten. Ich halte dies nicht für Unrecht gegen die Tote. Im Gegenteil: wir können nicht besser beweisen, wie glücklich wir uns in einer ersten Ehe gefühlt haben, als indem wir einen zweiten Ehebund schließen. Ist das nicht wahr?“

„Nein,“ antwortete die Witwe, „das kann Ihr Ernst nicht sein. O, nein! Ich bin davon überzeugt, daß Sie nicht so leichtsinnig fühlen können. Denken Sie noch einmal ernstlich darüber nach, stellen Sie sich in meine Lage und lassen Sie uns nie mehr davon sprechen. Es ist mir so peinlich, Sie abweisen zu müssen, und ich habe Sie so gerne zum Freunde.“

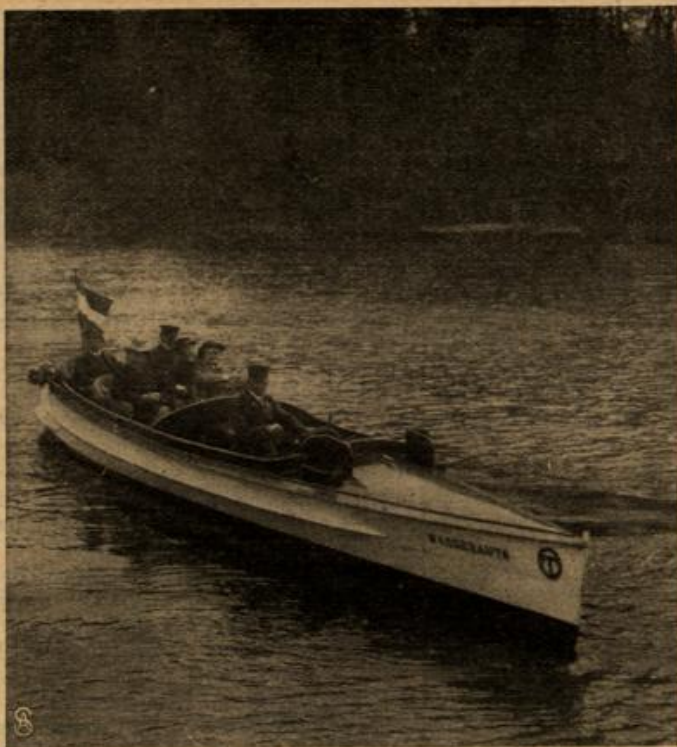
Nun hatte der Major wohl Reue über die Extrafasche, die ihn zu solch einem übereilten Auftreten getrieben hatte. Doch, obwohl zu einem vorläufigen Rückzuge genötigt, betrachtete er seine Niederlage noch durchaus nicht als eine vollständige. Er gab den Mut noch nicht auf. Mit ritterlicher Umgebung, Geduld und Ausdauer hoffte er seine Sache noch zu gewinnen.

„Ich füge mich Ihrer Antwort,“ sprach er mit Würde, „aber nicht erkenne ich Ihre falsche Beurteilung meines Gefühls an. Gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Ihnen Gelegenheit gebe, meinen wahren Charakter besser kennen zu lernen, dann werden Sie mich sicher nicht des Leichtsinns beschuldigen. Ich hoffe Ihnen wenigstens deutlich gemacht zu haben, daß ich Ihnen mein Leben widmen möchte, ja, daß ich es gerne, wenn nötig, für Sie zum Opfer bringen könnte. Es ist nichts, das ich nicht für Sie tun würde! Der geringste Dienst, den ich Ihnen erweisen könnte, würde mich glücklich machen!“

Die Witwe lächelte, aber nicht unfreundlich, und zugleich glitt ihre Hand ganz vertraulich unter den Arm des Majors.

„Es war ein Ding,“ sagte sie, „daß





**Ein neues Wasserauto auf dem Wannsee.**

Der Wasserautobetrieb wird von der Teltower Kreisschiffahrt mit Beginn der diesjährigen Saison erweitert, da sich die flinken Wasserautos im großen Publikum viele Freunde erworben haben. Die für diese Zwecke beschafften Motorboote fassen acht bis vierzehn Personen, können je nach Wunsch mit Sitzbänken oder Korbsesseln ausgestattet und für beliebige Fahrten gemietet werden.



**Ein Motorrettungsboot mit drahtloser Telegraphie.**

Zwei Motorrettungsboote, die mit Funkentelegraphenapparat ausgestattet sind, erhält jetzt der Cunarddampfer „Aquitania“ mit auf die Ozeanreise. Die Fahrzeuge, die eine ganz besondere Konstruktion aufweisen, sollen vorzugsweise dazu dienen, im Falle einer größeren Gefahr die gewöhnlichen Handruderboote ins Schlepptau zu nehmen.



**Die Abfahrt der Besucher von dem Riesen dampfer.**

**Vom Besuch der Bundesrats- und der Reichstagsmitglieder auf dem Dampfer „Waterland“ in Cuxhaven.**





#### Ländliche Schönheit aus Schwaben.

Der alles nivellierende Zug unserer rasch dahineilenben, alles erneuernden Zeit hat doch nicht vermocht, all das schöne Alte zu zerstören. In manchem stillen Bauernhause wird die gute Sitte der alten Zeit hochgehalten und Großmütterchens Brautstaat schmückt wohl an hohen Festtagen die heranblühende Enkelin.



1. Hoffpediteur Nicolai. 2. Baumeister Haase. 3. Ingenieur Berliner.

#### Zur Verurteilung deutscher Luftschiffer in Rußland.

Die deutschen Luftschiffer sind von dem russischen Appellhof in Perm zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden, nachdem gegen Berliner die Anklage wegen Spionageversuchs verworfen worden war.



Hr. Koehler-Brugmann. Hr. Stuttsch, 2. Vors. Hr. Wendtland-Müllerhartung, 1. Vors. Hr. Arndt Meyer. Hr. Kroeber.  
Vorstand der Frauensondergruppe auf der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik, Leipzig 1914.



Sie für mich zu tun versprochen, und das ist noch immer nicht geschehen."

"Ich weiß, was Sie meinen," brummte er, mit einer innerlichen Verwünschung. „Ihren Gärtner!“

„Ja.“

„Ich habe getan, was ich konnte.“

„Könnten Sie es nicht noch einmal versuchen?“

„Und wenn ich das täte," sprach der Major, „hätte ich dann Aussicht auf eine andere Antwort, als ich soeben auf meinen Antrag von Ihnen erhielt? Ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß ich auf diesen Kerl eifersüchtig zu werden beginne. Ich wollte, er läge auf dem Monde.“

„Auf diesen Handel gehe ich nicht ein," sagte die Witwe, sich abwendend.

„Nein, nein! So ist es auch nicht gemeint!" rief der Major mit Wärme. „Das war nicht ritterlich von mir! Ich werde Ihnen diese Freilassung verschaffen, oder Ihnen nie mehr unter die Augen treten.“

Und nun tat der Major in vollem Ernst sein Bestes. Er stand in der Tat mit dem Gouverneur der Kolonie auf sehr gutem Fuße, und was er vor einem halben Jahre nur nebenbei erwähnt hatte, vertrat er jetzt als einen wirklich beherzigenswerten Fall. In wenigen Tagen hatte er denn auch die Freude, sich nach dem Hause der Witwe begeben zu können mit einem Papier in der Tasche, das Frau Miley unterzeichnen mußte. Am Gartentor begegnete er dem Gärtner.

„Ich denke, Sie können wohl erraten, was ich bei mir habe, Mann?" sagte er sich mit selbstbewußtem Wohlwollen auf die Brust klopfend.

„Frau Miley hat mir etwas davon gesagt," antwortete Whybrow. „Ich bin Ihnen innig dankbar, Herr Major. Ich hatte nicht erwartet, es schon zu erhalten.“

„Ach was! Sie haben es noch nicht, Sie haben es noch nicht!" volltorte der Major. Der Gouverneur hat es noch nicht unterzeichnet. Aber ich habe Ihrer Herrin versprochen, meinen Einfluß für Sie zu gebrauchen und gegen Ende der Woche werden Sie wahrscheinlich Näheres von mir hören.“

Er war in der Tat so gut wie sein Wort. Zwei Tage nachher dinierte er zu Sydney bei dem Gouverneur und kehrte schon des Abends nach Pipers Point zurück mit Whybrows Freilassung gesiegelt und unterzeichnet, in der Tasche. Auch diesmal hatte der Major wieder ein tüchtiges Glas Wein getrunken, und auch diesmal wieder befand er sich in großer Erregung. Die Post hatte ihm soeben die Nachricht gebracht, daß sein Bruder gestorben und dessen ganzer Nachlaß ihm zuteil geworden wäre. Er war nun ein reicher Mann. Was sollte er tun? Nach England zurückkehren und gut leben, mit seinen alten Freunden und Kameraden, oder lieber hier bleiben und seine Tage ruhig schließen? Aber seine alten Freunde waren meist kalt. Hier dagegen, in diesem milden Klima, unter diesem klaren Himmel, hier war das Leben gut. Ja, er wollte hier bleiben, und dankbar sein, und die liebe Witwe heiraten, wenn die Witwe ihn haben wollte! Er hoffte! Sie hatte ihm zwar noch nichts versprochen, aber doch, nach dem, was er nun für sie getan hatte . . .

Der Major hatte die Tür des Vorgartens erreicht. Er stieg ab und band sein Pferd an den Pfosten. Drinnen hörte er gedämpfte Stimmen, und die Fenster waren weit geöffnet. Und siehe, ein unedler Instinkt, der aus einem plötzlichen Argwohn hervorging, der so gut war wie eine Eingebung, trieb den Major langsam und leise über das Gras. Er schlich näher und näher, bis er hören konnte. Und die ersten Worte, die er vernahm, bestärkten ihn in seiner Ahnung. Beim Himmel, er war noch gerade früh genug gekommen, um nicht in frechster Weise betrogen zu werden!

„Mein Liebster," sagte die Witwe, mit jener Stimme, die ihn so oft bezaubert hatte, „mein Lieber, noch einen Tag Geduld! Dann können wir frei auftreten. Laß uns der Welt trogen! Ich bin auf alles vorbereitet. Und du kannst mit mir gehen, wohin du willst, als freier Mann!“

„Nie!" knirschte der Major grimmig, und er zerknitterte in seiner Hand das Stück

Papier. Noch näher schlich er. Und da sahen seine Augen . . . was?

Dasjenige, worauf seine Ohren ihn schon vorbereitet hatten. Er sah den deportierten Gärtner neben der Witwe auf dem Sofa sitzen, ihre Hand in der seinigen haltend.

„Es ist ein Ding, das mir Kummer macht," sagte der Mann, dessen Gesicht einen unverkennbaren Ausdruck von Leid und Reue trug, „und das ist dieser arme Major. Er ist ganz sicher in dich verliebt und ich habe wirklich Mitleid mit ihm. Ich glaube wirklich, daß du ihm das vorigemal doch zu viel Hoffnung gemacht hast.“

„Das habe ich auch," antwortete die Frau. „Wie konnte ich anders? Ich mußte ja wohl, wenn ich mich auch meiner Handlungsweise schämte. Wirklich, es hat mir immer weh getan, den guten Mann so zu täuschen. Aber, Geliebter, es geschah deinetwegen!“

„So, so!" donnerte der Major; in das Zimmer springend, mit drohenden Schritten und klirrenden Sporen. Und er stand da wie ein Bild der strahlenden Gerechtigkeit.

Die Frau sprang auf. Der Mann bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Ja!" rief die Frau unerschrocken. „Und selbst Sie, Herr Major, werden es mir verzeihen, wenn ich Ihnen alles sage.“

„Leicht möglich," schrie der Major, „wenn ich dumm genug wäre, nun auf Sie zu hören. Aber Erklärungen werden hier wohl überflüssig sein . . . hier, ich gönne es Ihnen," fuhr er fort, während er das zerknitterte Papier mit grenzenloser Verachtung auf den Boden warf. „Ich werde mich nicht herablassen, es wieder in meine Tasche zu stecken, wie Sie verdient hätten. Nehmen Sie es, und heiraten Sie den Mann in Gottes Namen in der ersten besten Kirche!“

Die Frau legte nun zärtlich ihre Hand auf das niedergebeugte Haupt, auf das Major Thomas Blanker mit gerechter Enttäuschung herabbllickte.

„Ihn heiraten kann ich nicht mehr," sagte sie. „Wir sind schon fünfzehn Jahre Mann und Frau.“

## Moderne Verbrecher. Plauderei von Kurt Mildenstein.

Nachdr. verboi.

Die Verhältnisse haben sich auch auf dem Gebiete der Kriminalistik in den letzten Jahren des allgemeinen Aufschwungs und der verbesserten Lebensführung gewaltig verschoben. Selbst die Kriminalpolizei hat vollständig neu lernen müssen und war gezwungen, mit allen ihren Traditionen, ebenso wie mit ihren Kenntnissen zu brechen. Früher gab es Spezialisten unter den Verbrechern; man konnte sie scharf als Einbrecher, Hoteldiebe, Hochstapler, Taschendiebe, Eisenbahndiebe unterscheiden. Der moderne Matador des Verbrechertums vereinigt alle diese Spezialitäten in sich. Er verfügt über große Geldsummen und gibt sie mit voller Hand aus. Er verdient ja auch Millionen, und unzweifelhaft hat sich bereits ein Teil dieser Matadore als Rentiers im Auslande zur Ruhe gesetzt. Diese Matadore gehen ununterbrochen auf Raub aus. Man hat einzelnen von ihnen nachweisen können, daß sie in wenigen Monaten sämtliche Hauptstädte Europas bereisten und sich ohne eigentlichen Geschäftszweck in Hotels und Zugzügen aufhielten, hier nach guter Gelegenheit ausspähend. Wer traut diesen vornehmen Leuten, die in der ersten

Etage des Hotels wohnen, große Bechen machen und die erste Klasse der Zugzüge benutzen, zu, daß es Diebe und Einbrecher sind? Wer kann annehmen, daß der Graf, der in der ersten Etage des Hotels wohnt, zu gewissen günstigen Stunden bei Tage und bei Nacht sämtliche Zimmer des Hotels, die irgendwie zugänglich sind, revidiert, um hier mit außerordentlichem Scharfblick aus Kommoden, Schreibtischen, Nachttischen, Schmuckfächern und Geld zu entwenden? Wer ahnt, daß dieser vornehme Graf bei Benützung des Hoteltreitors sich Schloßabdrücke nimmt, Nachbildungen des Tresorschlüssels besitzt, der ihm vom Hoteltier gegeben worden ist, um bei der Wiederkehr und bei günstiger Gelegenheit einen großen Coup auszuführen? Wer ahnt es, daß dieser vornehme Graf dem Wiener Juwelier, der mit Schätzen im Betrage von einer Million auf Reisen geht, tagelang verfolgt, in unauffälliger Weise begleitet, um einen einzigen günstigen Augenblick während der Eisenbahnfahrt, am Billettischalter, beim Verlassen oder Betreten des Bahnhofes oder Bahnsteigs, endlich im Hotel wahrzunehmen und mit einem Schlage sich

in den Besitz von Kostbarkeiten zu setzen, die er in Amsterdam oder London bei Geschäftsfreunden los wird, die ihm sehr reelle Preise zahlen, so daß ein einziger solcher Coup zwei- bis dreihunderttausend Mark in die Kasse des Gauners bringt?

Einbrüche in Juweliergegeschäften unternimmt dieser Matador, der gleichzeitig Hotel-, Juwelen-, Eisenbahndieb und Hochstapler ist, nicht; das überläßt er den „kleinen Kläffern“. In den großen Juweliergegeschäften, deren Warenlager einen Wert von mehreren Millionen Mark hat, ist ein Einbruch direkt unmöglich. Diese Läger sind bei Tag und Nacht so scharf bewacht, daß ein Einbruch nicht ausgeführt werden kann. Die Versicherungsgesellschaften haben schon dafür gesorgt, daß die Vorsichtsmaßregeln ungewöhnlich groß sind; denn sie weigern sich sonst, die Versicherung gegen Einbruch zu unternehmen. Die kleinen Juweliere, welche für 50 000 bis 100 000 Mark Waren haben und sie nachts in einem harmlosen eisernen Schrank verwahren, werden die Opfer der kleineren Kläffer, der gewöhnlichen Einbrecher, die allerdings auch Spezialisten und sehr gute Juwelienkennner sind. Die Versiche-



rungsgeellschaften wollen jetzt auch mit den kleinen Juwelieren nichts mehr zu tun haben, wenn die Räume über und unter den Juwelierläden nicht dadurch gesichert sind, daß dort Leute wohnen, oder wenn nicht eine permanente Aufsicht vorhanden ist. Trotzdem bringen die Einbrecher, zu denen allerdings niemals Matadore gehören, auch in Juwelierläden ein, und daß „Fachleute“ gearbeitet haben, ersieht man dann daraus, daß sie sorgfältig jedes einzelne Stuck öffnen und den Inhalt prüfen. Nur die besten Juwelen, nur echte Goldsachen, nur echte Brillanten nahmen sie mit sich; alles andere ließen sie liegen, und Silber verachten sie derartig, daß sie es nicht anrühren.

Die Matadore schrecken aber auch nicht davor zurück, Gewalttätigkeiten zu begehen, während der Fahrt im Luxuszug den Abteilgenossen, an den sie sich herangemacht haben, weil er vielleicht ein Vermögen in Banknoten in seiner Brieftasche hat, durch präparierte Zigarren, durch das Rauchen von Opiumtabak, durch Chloroform zu betäuben und dann zu berauben. Diese Matadore des Verbrechertums wissen selbst im Gedränge die Coups der Taschendiebe (Aufschneiden der Taschen mit feinen Instrumenten) mit wunderbarer Abfassung eines günstigen Momentes auszuführen.

Diese Verbrecher großen Stils rekrutieren sich leider aus Entgleisen aller Stände: Offiziere, höhere Beamte findet man unter ihnen. Die meisten stammen aus guten Familien und haben eine gute Erziehung

genommen, so daß sie mit Sicherheit sich in der besten Gesellschaft bewegen können. Andere haben als Kellner, Kammerdiener, kaufmännische Angestellte in Geschäften, wo vornehme Leute verkehren, der sogenannten guten Gesellschaft alle Neußerlichkeiten abgeguckt und wissen mit größter Sicherheit sich als vornehme Leute zu gerieren. Die gefährlichsten sind die allein arbeitenden; natürlich richten aber auch diejenigen ungeheuren Schaden an, welche zu zweien oder mit weiblicher Hilfe arbeiten. Die geistvolle, vornehme Dame, die an der Table d'hôte bald der Mittelpunkt der Herrengesellschaft wird, welche gern noch mit ihr nach Tisch stundenlang plaudert, ist zwar nicht die Gattin des angeblichen Grafen oder Barons, aber die Gehilfin des Diebes, der während dieser Blaustunde die Zimmer der Opfer, die bei der geistvollen Dame sitzen, revidiert. Diese angebliche Gemahlin hat das imitierte Perlen- oder Brillantenkollier in ihrem Ruff oder in ihrer Handtasche, um beim Juwelier eine Vertauschung vorzunehmen, wenn sie sich dort mitsamt ihrem angeblichen Gatten die größten Kostbarkeiten vorlegen läßt.

Immer neue Schutzmaßregeln müssen die Juweliers erfinden, und doch werden sie in diesem Kampfe der List gegen List häufig genug von den hochintelligenten Gaunern und deren Gehilfsinnen geschlagen. Der Aufschwung von Handel und Industrie, das Steigen der Vermögen auch in Deutschland, die ständige Anwesenheit reicher Amerikaner,

welche die besten Kunden für den Ankauf von Brillanten sind, der internationale Verkehr, der die Juweliers veranlaßt, häufig auf Reisen zu gehen, hat dieses moderne Gentleman-Verbrechertum gezeitigt, dessen Vertreter wir als Matadore des modernen Diebstahls bezeichnet haben. Nur durch den Zusammenschluß sämtlicher europäischer Polizeibehörden, durch die beständige enge Fühlung, die speziell in Deutschland wiederum die Kriminalbehörden in größeren Städten untereinander halten, ist es in letzter Zeit gelungen, eine größere Anzahl von solchen Gentleman-Verbrechern zur Strecke zu bringen. Einzelne Hauptmatadore aber sind vollständig verschwunden. Sie haben sich wahrscheinlich mit großen Vermögen zur Ruhe gesetzt. Aber an die Stelle der kaltgestellten und in den Buchthäusern verwahrten treten immer wieder neue Spezialisten, die wenigstens eine Zeitlang ihr gefährliches Gewerbe ausüben können, bis man ihnen auf die Sprünge kommt. Damit ist allerdings noch nicht gesagt, daß man sie auch erwischt; denn bei den großen Mitteln, die diese Gentleman-Verbrecher zur Verfügung haben, kommt es ihnen nicht darauf an, auf Jahre zu verschwinden und von Europa nach Australien, Nord- oder Südamerika zu gehen und dort ihre Streiche zu verüben, um dann wieder zu ihrer Sicherung nach Europa zurückzukehren und hier in ununterbrochenem Herumreisen von Ort zu Ort sich allen Beobachtungen und der Kontrolle durch die Polizeibehörden zu entziehen.

## Spiel und Scherz.

### Humoristisches.



#### Seltzam.

„Mein Gott, Auguste, was ist denn passiert?“  
„Ach, Madam, mein Wilhelm schreibt mir eben, daß er in Afrika bei einem Gefecht mit den Schwarzen geblieben ist!“

Kleine Aenderung. Kunde: „Die Dame gefällt mir soweit ganz gut, nur hätte ich sie lieber blond gehabt, anstatt

schwarz, und etwas schlanker!“ — Heiratsvermittler: „Ich werde mal mit ihr reden!“  
Begleiter: „Wie weit ist's denn nach dem nächsten Dorf?“  
Bauer: „So ihrer fünf bis sechs Wirtschaften!“

Deutlich. Schwiegervater: „Also, Herr Schwiegersohn, sagen Sie mir einmal aufrichtig, wie sind Sie mit meiner Tochter zufrieden?“ — Schwiegersohn: „Lieber Schwiegervater, ich kann mich über nichts beklagen, als darüber, daß Sie mich nicht hinausgeworfen haben, als ich um ihre Hand angehalten!“

Ein Herzenswunsch. Klein-Elschen wird von ihrer Mutter gefragt, was sie denn tun würde, wenn sie recht viel Geld hätte, worauf die Kleine munter antwortet: „Dann laufe ich mir ein weißes Kleid, weiße Schuhe und einen weißen Hut!“ — Mutter: „Und was machst du dann?“ — Elschen sagt strahlend: „Und dann mache ich sie dreckig!“

Am schwarzen Brett einer Universität hing eines Tages folgender Zettel: „Würde der Herr, der am Dienstag aus dem Besesszimmer einen Regenschirm mit Hornstücke mitnahm, so freundlich sein und den Schirm beim Bedell abgeben?“ — Am nächsten Tag stand mit Bleistift darunter gekritzelt: „Noch nicht, Wetter noch zu unbeständig!“

Nachdem ein Gast im Restaurant schon sehr lange auf das von ihm bestellte Essen gewartet, ruft er ärgerlich dem Kellner zu: „Aber, was macht denn mein Gänsebraten?“ — Kellner: „1 M. 50 Pf., mein Herr!“

„Ich habe gehört, Sie sollen eine so schöne und geistreiche Frau haben, ist das wahr?“ — „Gewiß, wir ergänzen uns in jeder Beziehung!“

Die Stellvertreterin. Madame: „Nun passen Sie gut auf meinen Mann auf, Anna, daß er in der Wohnung nicht raucht, abends pünktlich zu Hause ist...“ — „O, Sie können sich ganz auf mich verlassen, gnädige Frau; wieviel Taschengeld soll ich ihm geben?“

Doppelsinnig. Herr (zum Dichterling): „Wie geht es denn Ihren Gedichten bei den Redaktionen?“ — Dichterling: „O, die werden mit Feuer und Flamme empfangen!“

### Vexierbild.



Wo ist denn ihr Mann?





Das Eisenbahnunglück in Hessen: Ein zertrümmerter Personenwagen.

### Ein folgenschwerer Eisenbahnunfall

Bei dem einige Personen getötet und zahlreiche andere mehr oder weniger schwer verletzt worden sind, hat sich dieser Tage auf der Station Nieder-saulheim in Hessen ereignet. Der Personenzug Alzey—Mainz stieß so wuchtig mit einem Güterzug zusammen, daß mehrere Wagen vollständig zersplittert wurden und sich teilweise tief in den Erdboden einwühlten. Das Unglück wurde noch dadurch vergrößert, daß ein Personenwagen eine mehrere Meter hohe Böschung hinabstürzte.



Schwarzes Taftkostüm auf orange-gelber Schleife.

Beduinenvkleid aus weißer Seide mit Filetspitzen-Garnitur.

Jackenkleid aus schottischer brozierter Seide mit Tüllweste.

Alles sei schon dagewesen — wir hören es oft genug. Daß aber jemals eine Mode selbst der mondainsten Modedame zu erzentratisch, zu grotesk und auffallend sein würde — das konnte man sich kaum träumen lassen. Und doch ist dieser Traum jetzt Wirklichkeit geworden. Man lehnt sich gegen die Tollheiten der Genies vom Fach auf; man sieht, daß die heutigen Schuhformen Klumpfüße vortäuschen; daß die Hüte weit entfernt sind von allem, was Geschmack und Schönheitsgefühl heißt. Das Jackenkleid, vor wenig Jahren noch vorbildlich für das Streben nach Unauffälligkeit, tobt sich jetzt förmlich aus für den einst auferlegten Zwang. Was an Variationen da erreichbar ist, zeigen die beiden obigen Modellaufnahmen. Wozu die Damen sich eine schlanke Figur anerkennen, bleibt unerforschlich. In Saad und Falten verschwindet jede Linie. Blicke noch ein Rest übrig, so vernichtet ihn das Beduinenvkleid vollends.



# Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 22

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das uralte, teilweise noch aus dem 11. Jahrhundert stammende Schloß Hallwyl im aargauischen Seetal. Schloß Hallwyl ist eine der interessantesten Burgen des Schweizerlandes, sie wird von dem letzten männlichen Nachkommen des berühmten Geschlechtes, dem in Schweden lebenden Grafen von Hallwyl gegenwärtig einer gründlichen historisch getreuen Wiederherstellung unterzogen, die über eine Million kostet.



# Der alte Eisenmüller ■ Novelle von A. Schott.

Nachdruck verboten

**E**in tanfrischer Morgen will in einen heißen Sommertag übergehen. Die Straße, die sich entlang des rauschenden Baches durch das enge Tal dahinwindet, ist noch feucht, und im Grase der Wiesen und Raine funkelt und glitzert der Tau in unzählbaren Tröpflein; aber darüber beginnt die Luft zu zittern und zu klammern, und vom wolkenlosen Himmel herab sendet die Sonne ihre heißen Strahlen. Im Geäste des Waldes und im Geheide der Bachufer singen und jubeln die Vögel, in den Lüften trillern die Lerchen und auf der Landstraße schreitet einer dahin im flauzerzerrissenen Gewande und mit freudestrahlenden Mänaugen und jubelt und singt mit den Vögeln um die Wette.

Er ist ein hochgewachsener, kräftiger Bursch mit jungfräulichem Gesichte und flachblondem Schnaubbart darin, zerrissenem Gewande und löcherigen Schuhen. Ueber dem Rücken trägt er ein kleines Bündel, auf dem formlosen Gute steckt ein Ruchhäberflügel und ein Kronwittast, und seine wetterbraune, schwielige Hand umklammert einen festen Haselstock. Ein Handwerksbursch, wie sie auf allen Straßen ziehen.

Hart an der Straße legen einige Mäher ihre Sensen nieder und scharen sich um ein auf der Erde ausgebreitetes Tischtuch, auf dem ein junges Weiberleut das Essen anrichtet. Ein kurzes Gebet, dann lagern sie sich auf dem tauchenden Rasen und nehmen die Köffel zur Hand. Ein paar Stunden mähen vor der Morgensuppe schafft schon einen gesunden Hunger.

Derweil kommt der Zerrissene heran und bricht sein Trällern und Singen ab.

„Zuh!“ macht es ein halbgeschüssiger Bursche, und es ist zweifelhaft, ob der Suchzer zur Würze der Morgensuppe gehört oder zu dem Liedlein, das der Zerrissene vor ein paar Augenblicke gesungen. Aber ein zweiter Mäher meint das letztere und ruft den Zerrissenen an.

„Geh' her da! Auf ein paar Augenblicke wird's dir nicht zusammengehen, und nachher almen (singen) wir eins mitsammen.“

„Mich meinst?“ lacht der Zerrissene und bleibt auf der Straße stehen.

„Ja. Geh' her!“

Und der schlendert gemächlich hinzu.

„Je, der Thomerl!“ wundert sich ein Dritter. „Grüß dich Gott! Wie lang' läßt dich wieder anschauen?“

„So lang' es mich freut,“ lacht der auf die etwas spitzige Frage. „Sel weiß: Schaffen laß ich mir von keinem etwas und wehren auch nicht. So bin ich schon mein Lebtag.“ Mit raschem Griffe schiebt er seinen Hut ins Genick zurück, stößt den Haselstock in den zähen Wiesenboden und zieht das Tabaksglas aus der Tasche. „Singen tu' ich nicht mit Euch, aber schnupfen könnt Ihr, wenn Ihr wollt.“

Des jungen Weibes Augen haften vergnüglich an seinem leicht geröteten Gesichte

und mustern dann sein zerrissen Gewand.

„Magst nicht miteffen?“

„Ich dank' dir schön, Weiberleut,“ lacht der Thomerl und schüttelt den Kopf. „Wo ich nicht gearbeitet hab', da ess' ich auch nicht. Behüt' Euch Gott allsamt!“ Er nimmt den Stock wieder an sich und stapft weiter.

„Kennst du ihn denn?“ fragt das Weib den, der ihn willkommen heißen.

„Wär' nicht aus!“ lacht der hell auf. „Wenn einer den Thomerl nicht kennen täte! Die ganze Welt auf und ab kennt ihn schier, den Tuleingut, den herumvagierer. Die Jorg-Michl-Seppin ist seine Mutter, des Mathiesen Inweib. Die kennt ja und die törischen Kinder auch.“

„So, so.“

„Die werden wieder eine Freud' haben, wenn sie ihn sehen,“ mutmaßt ein wildbärtiger Kerl, der Inhäusler in der Eisenmühl. „Mir scheint, es wär' ihnen allen gerad' so lieb, wenn die Botschaft einmal käm': der Thomerl ist da oder dort zu Grund gegangen.“

Das Weib schüttelt den schönen Kopf ein paar Male gar ungläubig. „Sel müßten keine Eltern sein,“ meint es.

„Wenn aber der Machel gar kein gut tut!“ stellt der Inhäusler vor. „Wenn einer kann, was er anschaut und anpackt, wenn einer nachher das Geschid und die Kräfte hätt' zum Zulangen, und wenn er nachher gar kein Zeitl sigen kann auf einer Bank, da soll einer trug allem zu was kommen, als wie zu so einer Muß.“

„Was einem im Blut steckt, sel bringt kein Doktor nimmer heraus,“ läßt der Kleinfrecht sein Lichtlein leuchten. „Der Thomerl bleibt der Thomerl, so lang er lebt.“

Das Weib legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und sieht sinnend die Straße entlang. Dann wendet es sich mit einem Ruck zu den Männern.

„Das Geschirr können die Dirnen zusammenrichten und heimtragen, wenn sie zum Mittag gehen. Gest, Mathes?“

„Ist schon recht.“

Mit zwei Sprüngen steht sie auf der Straße und eilt leichtfüßig dahin, der Eisenmühle zu, die ihr eigen ist seit ihres Mannes Tode. Vor etwa anderthalb Jahren hat sie herübergeheiratet aus dem Nachbar-tale, und seit gutding dreiviertel Jahren ist sie nun Wittib, und die ganze Wirtschaft über einander, das Mühlgeschäft und die Gastwirtschaft lasten zumeist auf ihren jungen Schultern. Aber es geht. Der Inhäusler, der Mathes, ist ein recht verlässlicher Mensch, der Schwäher ist noch allweil beim Zeug und werft da und dort, und oftmals versieht er die Gastwirtschaft ganz allein, und die Ehehalten sind auch nicht so aus und nehmen es mit ihren Obliegenheiten ernst. Es geht schon besser, als sie sich es gedacht, da sie am offenen Grabe ihres Mannes gestanden, besser selbst, als es ihr Vater ihr zum Troste vorgeredet. Und überdies, wenn sie einmal fühlte, die Bürde würde ihren Schultern zu schwer, sie könne das Ganze nimmer leiten und

lenken, gerad' nur den kleinen Finger brauchte sie zu rühren und sie könnte sich jeden ausklauben, dem sie die Last der Wirtschaft und der Geschäfte auf die Schulter laden wollte. Es bewerben sich ohnehin schon genug um dieselbe. Möglich auch, daß mancher sich lediglich um diese Last bewirbt und die Wittib als Nebenjache betrachtet; aber ihretwegen schon. Sie hat für keinen mehr denn ein gleichgültig Wort.

Einige Schritte vor ihrem Gehöfte holt sie den Thomerl ein.

„Wo denn hin jetzt?“ fragt sie ihn, um gerade nur eine Anrede zu haben.

„Heim dertweil. Da hinauf zu meiner Mutter.“ Er wischt sich mit dem Toppfenarmel den Schweiß aus dem Gesichte.

„Da könntest wohl ehervor noch eine Maß trinken zur Abkühlung,“ rät sie. „Was meinst?“

„Einen frischen Trunk soll einer nicht mutwillig zurückstoßen,“ lacht er und lenkt dann gen die Haustüre hin, über der ein frischgestrichener Blechfranz an langem Haken baumelt. Und kaum sieht er so recht in der kühlen Stube, und kaum hebt sich noch der alte Eisenmüller langsam und schwerfällig von seinem Sitz am Fenster, kommt sie schon mit dem überschaumenden Krüge daher und stellt ihn vor den zerlumpten Gast hin. „Geseh'n es Gott.“

Der Alte schaut gar seltsam und verwundert und zuletzt gar finster und immer finstlicher, wie die Schnur sich dem Zerrissenen gegenübergesetzt und mit ihm scherzt und plaudert wie mit einem Nachbar, einem rechtschaffenen Manne. Der Brauch ist wirklich neu in der Eisenmühl, und es ginge gerade noch ab, daß er einrotten täte! Mit jedem hergelaufenen Handwerksburschen tun wie mit wer weiß was für einem Bekannten, das Haus in Verruf bringen, sel wär' so eine Art!

Er räuspert sich ein paar Male recht kräftig, spuckt dann rechts und links aus und schlendert nachher zu den zweien hin.

„Wo kommt man denn her?“ fragt er den Zerrissenen mit harter, kurzer Rede.

„Aus der Fremd,“ gibt ihm der zur Antwort.

„Hm,“ macht es der Alte, der im Augenblicke nicht weiß, wie er die Antwort nehmen soll, als Einfalt oder als Spott. „Und wo geht man hin?“ forscht er nach einem Weilschen weiter.

„Heim halt.“

„Du . . . du!“ fährt nun der Alte auf. „Wenn d' keine gescheiterte Red' weißt, wenn d' einen alten Mann . . . foppen willst, du . . . Saderlump, nachher . . . dort hat der Zimmermann das Loch lassen für solche Leut', verstehst mich?“

„Sel hab' ich noch allemal selbst funden,“ lacht der Thomerl ob des aufgebrachtsten Alten. Aber nach zwei, drei Augenblicken schwindet das Lächeln überlings, und sein Gesicht wird ernst, und die fröhliche, sorglose Miene schwindet daraus. Jetzt fällt es ihm erst wieder ein, wie seine Leute mit dem Eisenmüller gestanden seit jeher. Daß er sel auch so lange vergessen gekommt!

\*) Aus dem Bande „Bescholten Volk“ von A. Schott, Verlagsgesellschaft Venziger & Co. A. G., Einsiedeln.



Aber das verzweifelte Weiberleut hat ihm so gar keine Zeit lassen, sich zu bestimmen auf solche Sachen. Er lehnt sich trotzig an die Wand zurück und legt die beiden Fäuste auf den Tisch, und seine Augen suchen herausfordernd den Blick des Alten.

„Wißt, wer ich bin?“ fragt er mit trotziger Stimme.

„Ein Lump bist, ein Haderlump, der was . . . in ein rechtes Haus nicht hinein gehört,“ zetert der Alte.

„Des Jörg-Nichl-Seppen Thomerl bin ich.“

Der alte Eisenmüller reißt mit einem Male die Augen auf, so weit sie aufgehen, und auch sein mit grauen Bartstummeln umgebener Mund öffnet sich unwillkürlich, aber eine Rede kommt langmütig nicht daraus hervor. Erst ein heiseres Lachen muß den Worten Bahn brechen.

„Da hast es schon . . . da hast es schon! Wie ich mich auslehn' an den Leuten! Und so ein Haderlump untersteht sich . . .“

„Aehn!“ mahnte die junge Eisenmüllerin.

„Einem Wirt muß ein Gast wie der andere sein.“ Der aufwallende Unmut und Aerger über das Gebahren des Alten gibt ihrer Stimme einen etwas härteren Klang.

„Dinaus muß er,“ schreit der Alte mit zornbebender und zuletzt überschneppender Stimme.

„Bald ich selbst gern geh,“ lacht der Thomerl spöttisch auf und trinkt den Krug leer. Und die Eisenmüllerin steht mit einem Rucke auf, langt nach dem geleerten Krüge und will damit in den Keller gehen. Aber der Alte faßt sie fest am Arm und hält sie zurück.

„Keinen Tropfen mehr!“ gebietet er.

Eine harte Rede drängte sich ihr auf die Zunge, aber sie hält sie mit Gewalt wieder zurück, weil er ja doch ein alter Mann ist und ihr Schwäher. Mit einem Rucke macht sie sich aus seiner Hand los und geht schweigend in den Keller.

„Um die Zeit ist's?“ lacht er gell hinter ihr drein. „Der Alte gehört der Rag? . . . Auch recht, Dirndl! Auch recht! Aber ganz und gar wegschieben läßt er sich nicht, merk' dir das! Und du . . . du recht schlechter Haderlump . . . ich bin auch noch da.“ Er wirft dem Thomerl einen haßsprühenden Blick zu und verläßt schlürfelnd die Stube und wirft die Türe hinter sich ins Schloß, daß die Bilder an der Wand klirren und schimmern.

„Was er nur gerad' auf einmal hat?“ wundert sich die Eisenmüllerin, als sie mit dem gefüllten Krüge zurückkommt aus dem Keller. „Er ist sonst niemals so.“

„Eine alte Feindschaft halt,“ lachelt der Thomerl schon wieder. „Ein andermal kann ich schon vorbeigehen auch. Deut' hab' ich halt gar nicht daran denkt.“

„Brauchst auch ein andermal nicht daran denken,“ rät die Eisenmüllerin.

„Ja, wer bist denn nachher du? Hast leicht du was zu schaffen im Haus?“

„Ein bißel was schon, mein' ich,“ lacht sie hell auf.

„Wißt etwa nachher des Peters Weib?“

„Gewesen. So um ein dreiviertel Jahr herum bin ich Wittib.“

Er schaut eine Weile zum Fenster hinaus gen die Höhe, auf der des Mathiesens Hof steht samt dem Inhäusel, in dem seine Mutter und seine Geschwister wohnen, und der leichte Mut, der ihn den ganzen Weg her bis in die Eisenmühle begleitet, verzieht sich,

und noch etwas, das wie ein Sonnenstrahl die düstere Gaststube der Eisenmühle beleuchtet, schwindet jählings dahin. Und während er noch immer zum Fenster hinausschaut, zieht er mit der Rechten den abgegriffenen und abgewetzten Geldbeutel aus der Tasche.

„Was kriegst denn, Eisenmüllerin?“ fragt er gleichgültig.

„Laß gehen!“ wehrt sie ab. „Ich hab' dich hereingelötigt und . . . zwei Halbe Bieres! Mir bist nichts schuldig.“

„So mag ich nicht,“ widerredet er. „Zwei Halbe sind's, und da hast dein Geld dafür. Behüt' dich Gott!“ Er trinkt den Krug mit einem Zuge leer, wirft sein Bündel wieder über die Schulter und geht.

„Behüt' Gott auch! Und lehr' sein ein andermal wieder zu, leicht am Sonntag!“

„Kann sein.“

Und einige Augenblicke nachher stapft er wieder auf der Straße dahin, und die Eisenmüllerin sieht ihm durchs Fenster nach, bis er sich der Höhe zuwendet und hinter dem Gestrüppe des Wegsaumes verschwindet. Dann atmet sie schwer und tief auf und geht an ihre Arbeit.

\* \* \*

Die Regelbahn in der Eisenmühl ist die beschütteste um und um. Sie ist so glatt wie geböhnt und der ganzen Länge nach unter Dach. Jeden Sonn- und Feiertag rollen dort die Kugeln und poltern die Regeln, ob es nun regnet oder ob die Sonne scheint. Und während die älteren Männer in der Gaststube sitzen und von ihrer Wirtschaft, vom Vieh- und Holzpreise reden oder manchmal auch von dem, was draußen in der Welt vorgeht und wie das letzte Verzittern einer Wasserröhre am Ufer bis an den Wald dringt, kugeln und wetten die Jungen draußen auf der Regelbahn und erholen sich von der Woche Müh' und Arbeit.

Die Kugeln rollen und poltern die Rinne herein, auf dem „Laden“ klinkern die Kreuzer, die Bagen und oft auch Sechser und Zwanziger, und die hemdärmeligen Burischen stehen Schulter an Schulter um den Werfenden und bieten, necken und schreien wirr durcheinander.

„Einen Sechser — du sehlst den Ersten!“ bietet ein untersehter, breitschulteriger Gesell mit wetterbraunem Gesichte und buschigem Schnauzbarte.

„Auch einen Bagen,“ bietet ein zweiter dazu.

„Gilt schon,“ nimmt der Werfer an, ein Bauernbub von den oberen Gehängen, der häufig auch unter der Woche auf eine Maß in die Eisenmühle kommt und nach der jungen Wittib und dem schönen Besitze strebt. Er schupst die Kugel hinaus, und acht vom ersten weg liegen da wie hingewehet.

„Geseit und schön braucht einer nicht zu sein, aber Glück muß er haben,“ spöttelt der untersehte, der den Sechser verspielt hat.

„Können muß man's,“ lacht der Gewinner auf, der Fock, und streicht den Gewinn ein.

Da betreten zwei neue Gäste die Regelbahn: der Thomerl und sein Bruder, der Sepp. Der Thomerl weiß keine Zeit, wo er in der Eisenmühle Regel geschoben, es wird noch nie vorgekommen sein; aber nun geht er halt doch hin. Was geht ihn der Alte an? Und der Sepp geht sonst nie ins

Wirtshaus, nur dem Bruder zuliebe ist er heute mitgegangen.

„Der Thomerl! Der Thomerl! Gräß dich Gott, alter Hund!“ So schreien die Burischen durcheinander und umdrängen die beiden. Auch die junge Eisenmüllerin wird mit in das Gedränge gerissen und kommt hart vor dem Thomerl zu stehen. Der soll der Berrissene sein? Schier nicht zum glauben. Deut' steckt er in sauberem Tuchgewande und sein langer, flachfarbener Schnauzbart ist ordentlich zurechtgämmt. Sie macht auch keinen Versuch, aus dem Gewirre zu kommen. Erst als dies sich nach und nach von selbst löst, ruft sie nach der Piefel, der Großbirn, die zeitweise im Einschenken aushelfen muß, und trägt ihr auf, rasch für die zwei Bier herzubringen. Dann setzt sie sich neben ihn hin auf die rohgezimmerte Bank und plaudert mit ihm, bis ihn die andern zum Mitgehn gebracht. Dann aber macht sie sich zum Sepp hin und plaudert mit dem, wenn sie auch auf die zehnte Rede keine Antwort kriegt.

Der Sepp ist eben ein stiller Mann, den weder das noch jenes anfaßt. Er verschimpft keinen, der einen Fehlschub getan, und lobt keinen, dessen Kugel gehörig gewirtschaftet unter den Regeln. Ihn ficht es sogar nicht an, daß die schöne Eisenmüllerin die längste Zeit mit ihm plaudert und schwatzt wie mit einem, der Bauer werden kunn' in der Eisenmühl. Als sie dann ein Zeitlein fortgeht, schaut er dem Thomerl zu, der gerade nicht der beste Regelschieber ist. Ihm fällt es dann nicht einmal auf, daß sie unter der Zeit das Kopftuch abgelegt und das leichte, rotbraune Jöppchen ausgezogen und nur in weißen Hemdärmeln und schwarz-samtenem, mit bunten Sträußen besticktem Niederleibchen daherkommt und sich wieder zu ihm setzt.

Da hat der alte Eisenmüller schon bessere Augen und mehr Argwohn. Wie der einmal zufällig auf die Regelbahn kommt und die Schnur neben dem Sepp sitzen sieht in der Tracht und vor ihr den Thomerl stehen, wird sein Gesicht dunkelrot vor Zorn und Aerger, und ein Gedanke zuckt durch seinen grauen Kopf, der ihm der allzuwiderste ist, der ihm kommen kann. Und keine vier, fünf Augenblicke nachher schrilft seine Stimme durch das Gewirre.

„Walpi!“ — „Ja.“

„Geh her da!“

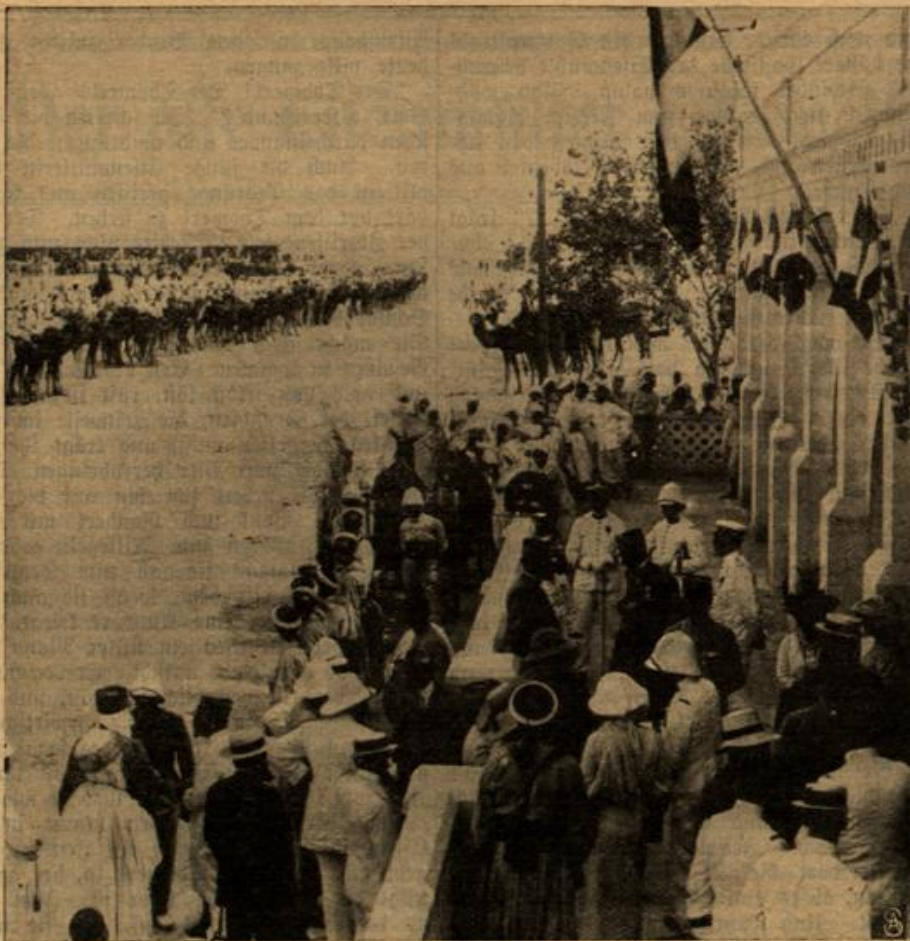
Und sie folgt ihm bis zur Hausecke, wo er überlings stehen bleibt, mit seinen dünnen, knochigen Fingern ihre Arme umklammert und ihr zornig ins Gesicht schaut. „Ich leid's nicht, hörst? Und derweil wirft auf mich auflosen.“

„Ja was denn? Aehn!“ fragt sie ihn verwundert.

„Was denn? Daß meinem Vuben sein Weib so einem Haderlumpen zu Gefallen geht. Und wenn eine Stund' kam, wo der auf unserer Bank sitzen sollst als Herr, chevor geschieht ein Unglück. Hörst es, Walpi?“

So weit hat sie selbst noch nicht gedacht, daß der Haderlump auf einer Bank in der Eisenmühl als Herr sitzen kunn', trotzdem sie seit einer Zeit schon weiß, daß sie ihn lieber sieht als jeden andern und daß kein anderer sie zum Altare bringt, wenn er ihr dorthin winken täte. Dunkle Röte überfliegt ihr Gesicht und ihr Atem beginnt schwerer zu gehen. Aber gleichzeitig wallt der Zorn auf in ihrem Herzen wider den Alten, der diesem Menschen gar so feind-





**Die Einweihung der Eisenbahn von Biskra nach Tuggurt: Absahrt des französischen Ministers zur Feier.**

**Zur Einweihung der Eisenbahn von Biskra nach Tuggurt.**

Im Innern von Algerien ist Anfang Mai in Gegenwart des französischen Kriegsministers eine neue Bahnlinie eingeweiht worden, die die beiden als Handelsplätze wichtigen Oasen Biskra und Tuggurt verbindet und die wirtschaftliche Erschließung der südlichen Territorien des algerischen Kolonialreichs wesentlich fördern dürfte. Die Strecke soll übrigens noch weiter nach Süden bis Duagla ausgebaut werden.

**Das bayerische Königspaar**

hat sich dieser Tage in Begleitung der Prinzessinnen über Wien zu mehrwöchigem Aufenthalt nach der ungarischen Besitzung Sarvar begeben, wo es festlich empfangen wurde.

**Eine chinesische Ärztin,**

Frau Dr. Jamai Kin, ist mit hervorragendem Erfolg als Chef des Frauenhospitals von Tientsin tätig und leitet zugleich die dortige medizinische Frauenhochschule. Sie ist neben ihrem ärztlichen Berufe auch für



**Kgl. Kammerjägerin Charl. Huhn** feierte ihr 25 jähriges Künstlerjubiläum.

die Hebung der sozialen Lage der Frau in China eifrig tätig. Auch in wissenschaftlichen Kreisen der Vereinigten Staaten hat sie Beachtung gefunden.

**Charlotte Huhn,**

die als gefeierte erste Altistin viele Jahre eine Zierde der Kölner Oper war, dann längere Zeit der Dresdener Hofbühne angehörte und sich seitdem auf Gastspielen als Gesangsmeisterin höchst erfolgreich betätigt hat, konnte vor kurzem ihr 25 jähriges Bühnenjubiläum feiern. Vom kommenden Oktober ab wird die bedeutende Künstlerin im Lehrverband des Sternischen Konservatoriums in Berlin tätig sein.



**Frau Dr. Jamai Kin,** hervorragende chinesische Ärztin.



**Ankunft des bayerischen Königspaares in Sarvar in Ungarn.**





Das deutsche Kaiserpaar mit dem Herzog und der Herzogin auf der Fahrt zum Schloß.

Die Taufe des Erbprinzen von Braunschweig, des jüngsten Enkels des deutschen Kaisers.

Zum Tauffest in Braunschweig hatte die ganze Residenzstadt ein farbenprächtiges Feiertagsgewand angelegt. In den Straßen und namentlich auf dem weiten Plage vor dem Schloß drängte sich eine frohgestimmte Menschenmenge, um die Ansahrt der fürstlichen Gäste zu beobachten und dem Herzogs-  
paar lebhaft zuzujubeln. Ernst August, wie sein herzoglicher Vater und Großvater, heißt der junge Kaiserenkel, der am Samstag im ehrwürdigen Dom der Burg Dankwarderode feierlich getauft worden ist. Die Braunschweiger Bevölkerung nahm an dem festlichen Ereignis den freudigsten Anteil und bereitete dem jungen Herzogs-  
paar und seinen Gästen überall lebhaft



Eine lustige Gruppenaufnahme aus dem Braunschweiger Schloßgarten.  
Von links nach rechts: Prinzessin August Wilhelm, Prinz Eitel-Friedrich, Prinzessin Eitel-Friedrich, der Kronprinz, die Kronprinzessin, Prinz August Wilhelm.

und herzliche Ovationen. — Die Taufrede hielt Hofprediger Dr. v. Schwarz.

Der neue Riesen-dampfer „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer nächtlichen Fahrt in seiner vollen Beleuchtung.

Einen imposanten Anblick gewährt das schwimmende Riesenhotel ohne Zweifel schon bei Tageslicht. Noch grandioser aber ist die Wirkung, wenn der stolze Riese zur Nachtzeit im vollen Lichterschmuck den Ozean durchfurcht und denjenigen, der überhaupt noch nie Gelegenheit hatte, einen Hochseesdampfer zu sehen, wird diese Erscheinung anmuten wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht.



Professor Dr. W. Voigt,  
Physiker der Universität Göttingen, geht als Austauschprofessor an die Harvard-Universität in Massachusetts.



Der neue Riesen-dampfer „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer nächtlichen Fahrt in seiner vollen Beleuchtung.



selig gegenübersteht und keinen rechtschaffenen Namen findet für ihn.

„Ich mein', ich bin kein Schuldrindl mehr,“ gegenredet sie fest und ernst. „Ich den! derweil noch nicht ans Heiraten, aber wenn ich daran denk', nachher laß ich mir

auch keinen wehren, den ich mag.“ — „Meinst?" lachte der Alte heiser auf.

„Wirst dich wohl irren.“

„Kann sein, und kann sein nicht auch... Ich muß wieder zu den Gästen.“

Des Alten Finger lösen sich, aber er steht

noch geraume Zeit an der Hausede und schaut ihr nach, bis sie hinter dem Türchen verschwunden. Dann beißt er die Zähne übereinander, daß sie knirschen, und ein heiseres Gröhlen entringt sich seiner Brust. (Schluß folgt.)

## Der geheimnisvolle Fremde. Erzählung von A. Heerdorf.

Nachdr. verb.

In der Dorfwirtschaft zum roten Ochsen die idyllisch in der Mitte des lieblichen Dörfleins A. lag, wohnte schon seit mehreren Tagen ein fremder, gutgekleideter Herr, der angegeben hatte, er sei zu seiner Erholung, zur Beruhigung seiner Nerven aufs Land gekommen. Allein dem Ochsenwirt kam das Wesen seines Gastes gar nicht recht geheuer vor.

„Der und nervenleidend“, dachte er bei sich, indem er seine Augen ziemlich prüfend über die Erscheinung des fremden Gastes gleiten ließ, „wenn der es ist, dann bin ich's auch. Solch ein baumstarker, junger Herr mit so klugem Gesicht hat doch gewiß keine „Nerven“ wie eine gezeierte Salondame, das kann doch nicht sein!“

Es ging etwas Eigentümliches von dem Fremden aus, das den Ochsenwirt, der ohnehin nicht allzuviel zu tun hatte, wieder und wieder zwang, über das Wesen seines Gastes nachzudenken. Anderes, worüber man hätte nachdenken können, gab es ja auch in dem kleinen Dorfe nicht, so war dem braven Ochsenwirt der neue Gast gewissermaßen eine gute Gelegenheit, allerlei Denkfäbungen anzustellen.

„Es ist nicht alles mit ihm in Ordnung“, dachte er kopfschüttelnd. „Sein Benehmen kommt mir wirklich seltsam vor!“

Darin hatte der Ochsenwirt allerdings nicht so unrecht. Es lag etwas Seltsames über dem Tun und Treiben des Gastes. Dieser, ein junger, hochgewachsener und elegant gekleideter, der etwas so Einnehmendes in seinem Wesen hatte, daß ihm alle Herzen zugeflogen wären, vermied doch ängstlich jedes Beisammensein mit Menschen, selbst wenn die Dorfbewohner eigens darum in den „Ochsen“ gekommen waren, um den Stadtgast einmal kennen zu lernen. „Mein bester Ochsenwirt“, hatte der Fremde lächelnd erwidert, als der Ochsenwirt eine leise Anspielung darüber wagte, „ich bin ja gerade darum hierher gekommen, um den Glauben an die Menschen wiederzufinden. Das kann mir aber, so unwahrscheinlich es auch klingen mag, nur möglich sein, wenn ich sie ein Weilschen meide und im Aufgehen in der einsamen Natur wiederfinde.“

Dem Ochsenwirt waren diese Worte, die doch in gutem Deutsch zu ihm gesprochen wurden, wie eine fremde Sprache vorgekommen. Nachträglich aber hatte er noch lange darüber nachgedacht. Und dabei war ein langsame Verdacht in ihm aufgefliegen. Es konnte ja gar kein Zweifel sein, daß dieser Fremde stets in gar bössartiger Gesellschaft verkehrt haben mußte, die ihm die Menschen gar zuwider machte. Vielleicht sogar unter Verbrechern! Dann aber konnte kein Zweifel bestehen, daß er selbst auch ein Verbrecher war! Und so weit gekommen, fand der Ochsenwirt auch eine Erklärung für das seltsame, menschenfeindliche Wesen seines Gastes. Weshalb hätte ein junger lebensfroher Mann wohl in ein einsames Dorf kommen und sich ängstlich vor allen Menschen verbergen sollen, wenn es nicht gegolten hätte, sich zu verstecken? Und wa-

rum versteckte sich wohl jemand? Der Ochsenwirt seufzte. Ach, diese Frage war nur zu leicht zu beantworten. Kein Zweifel, weil er ein schlechtes Gewissen hatte.

„Ei, ei!“ dachte der Ochsenwirt, als seine Gedanken ihn nun bis zu diesem Punkte geführt hatten, „dieser seine Fremde will sich doch wohl nicht etwa vor der Polizei in meinem ehrlichen Hause verbergen? Doch da wird der Ochsenwirt ein wachsameres Auge haben!“ Und der Ochsenwirt entsann sich, was er alles über die Taten großer Detektive vernommen, wie diese durch Scharfsinn und Geduld selbst die geschicktesten und raffiniertesten Verbrecher entlarvt hatten, und legte sich das stille Gelöbniß ab, mit dem Scharfsinn solcher Meisterdetektive über seinen Gast zu wachen, bis es ihm gelungen sein würde, ihn vor aller Öffentlichkeit als Verbrecher zu entlarven.

Gerade als der Ochsenwirt so weit in seinem Entschluß gekommen war, trat der Fremde ein, gefolgt von seinem schönen Hunde, der niemals von seiner Seite wich.

„Guten Abend!“ grüßte er freundlich. „Nun, haben Sie etwas gutes zu essen, Herr Ochsenwirt?“

„O, selbstverständlich“, beeilte sich der Wirt zu versichern, und dann holte er das Beste herbei, was Küche und Keller barg, denn es lag ihm ja daran, den Fremden möglichst lange in seinem Hause festzuhalten, um ihn dabei um so besser beobachten zu können.

Der Fremde aß. Sein Hund lag dabei so ruhig zu seinen Füßen, als dränge der Duft des Fleisches gar nicht bis zu seiner Hundsnase. Auch dieser Hund erschien dem Wirt ebenso merkwürdig wie sein Herr. Andere Hunde sprangen beim Spazierengehen in Wald und Feld umher — dieser Hund hielt sich so dicht hinter seinem Herrn, daß sein Kopf fast dessen Knie berührte. Andere Hunde freuten sich, wenn sie etwas gutes zu fressen bekamen, — als er, der Ochsenwirt, diesem Hunde einmal einen Teller mit den besten Knochen hingestellt, hatte das Tier getan, als ob sie gar nicht vorhanden wären, und erst, als sein Herr freundlich zu ihm sagte: „Freiß, Narras, ich erlaube es dir!“ hatte er sich mit großem Appetit darüber hermacht.

Mit diesem merkwürdigen Hunde war sicherlich etwas ebenso Besonderliches los, wie mit seinem Herrn!

„Sie haben wohl Ihren Hund sehr lieb?“ begann der Ochsenwirt, in dem listigen Versuch, durch geschickt gestellte Detektivfragen dies Geheimnis zu lüften, „daß Sie ihn sogar mit auf die Reise nehmen.“

„Gewiß“, nickte der Fremde zerstreut, „er hat mir auch schon mehr als einmal das Leben gerettet!“

„Das Leben gerettet!“ wiederholte der Ochsenwirt. „Ei, ei, so sind Sie also schon in Situationen gewesen, die das nötig machten? Vielleicht — vielleicht im Kampf mit schlechten Menschen.“

„Ja, freilich, im Kampf mit gewalttätigen Menschen“, erwiderte der Fremde.

„Da haben Sie vielleicht wohl auch schon

etwas mit Kriminalbeamten zu tun gehabt?“ forschte der Wirt weiter.

Ein leises Lächeln des Spottes trat in des Fremden Züge, als er erwiderte: „Ja, gewiß, auch mit Kriminalbeamten hatte ich öfters zu tun!“

„H—m!“ sagte der Ochsenwirt. Im stillen aber dachte er: „Jetzt hat er schon ein halbes Geständnis abgelegt.“ Nun nur weiter so vorsichtig fragen, wer weiß, zu was sich der Fremde noch verleiten ließ.

„Einen Kriminalbeamten würde ich auch gar zu gern einmal kennen lernen“, sagte er, „besonders den Kriminalkommissar Markmann, von dem die Zeitungen immer so viel Wunderdinge berichten. Kennen Sie den vielleicht auch?“

„Ja!“ sagte der Fremde und gähnte. „Hinter diesem Gähnen verbirgt er seine Verlegenheit“, dachte der Ochsenwirt.

„Sie halten wohl nicht viel von ihm?“

„Er könnte noch tüchtiger sein, als er ist“, erwiderte der Fremde, „aber wollen wir nicht lieber von etwas anderem reden; ich mag jetzt nicht an Verbrecherfang denken.“

„Er verrät sich!“ jubelte der Ochsenwirt innerlich. „Die Verbrecher können ja alle Kriminalkommissar Markmann nicht leiden, und es wird ihnen unheimlich, wenn sie nur von ihm reden hören!“ Laut aber sagte er mit verbindlicher Miene: „Ganz, wie Sie wünschen, verehrter Herr. Wir können ja von etwas anderem reden, zum Beispiel von den Neuigkeiten, die in der Zeitung stehen.“ Er holte die Zeitung und schlug sie auseinander.

Gleich zu allererst fiel sein Blick auf den Steckbrief eines Verbrechers, der von der Staatsanwaltschaft gesucht wurde. „Ei, sehen Sie nur“, sagte er und schob ihn dem Fremden hin.

„Nein, nein, ich will während meines schönen Landlebens nichts davon wissen, daß es Verbrecher gibt, die von der Polizei gesucht werden“, wehrte dieser ab. Dann aber, wie einem dunklen Zwange gehorchend, warf er doch einen Blick auf den Steckbrief und las denselben aufmerksam durch. Der Ochsenwirt betrachtete ihn dabei. Seine Aufmerksamkeit war wirklich sehr groß — sollte etwa — hm —. Ueber die Schulter des Fremden las er ihn ebenfalls durch. Das Signalement paßte eigentlich nur auf die Farbe der Augen und die Größe. Aber war das nicht genug? Konnte ein geschickter Verbrecher sich nicht so verändern, daß nichts von ihm mehr wiederzuerkennen war? Nur die Augenfarbe und Größe, die vermochte er nicht umzuändern.

Der Fremde seufzte, als er die Zeitung von sich schob. „Warum sich nur die Herren Verbrecher immer die Nähe der Flucht machen“, bemerkte er, „sichgenommen werden sie ja doch früher oder später!“

„Ja, wenigstens so lange es solche Kriminalisten gibt wie unseren berühmten Kriminalkommissar Markmann“, sagte der Ochsenwirt begeistert.

„Ja, freilich, der wird immer herbeigeholt, wenn alle anderen sich vergeblich bemüht



haben", sagte der Fremde, indem er sich erhob. „Doch nun gute Nacht, ich bin müde. Hoffentlich träume ich von der schönen Natur und nicht von Einbrechern und Kriminalbeamten“, fügte er lächelnd hinzu.

Der Ochsenwirt aber träumte in dieser Nacht, er wäre ein berühmter Detektiv geworden und Kriminalkommissar Markmann schüttelte ihm die Hand und sagte: „Sie sind doch ein größerer Kriminalist als ich!“

Am andern Morgen freilich bedauerte er es lebhaft, so fest geschlafen und geträumt zu haben. Denn eine gar aufregende Kunde durchlief das Dorf. Beim Bauern Müller war in der Nacht eingebrochen worden. Nicht allein alles bare Geld, das sich im Hause befand, war entwendet worden, sondern auch alles, was der Bauer an Gold- und Silbersachen besaß, hatte der unbekannte Täter mitgehen heißen.

„Niemand anders als mein Gast kann das gewesen sein“, dachte der Ochsenwirt mit heimlichem Grausen, „und einen solchen Menschen beherberge ich in meinem Hause. Doch ich bin nicht umsonst so kriminalistisch begabt. Es soll dem Täter nicht gelingen, lange die Früchte seines Verbrechens zu genießen.“

In diesem Augenblick erschien der fremde Gast mit seinem Hunde. „Guten Morgen“, sagte er freundlich. „Warum so aufgeregt, Herr Wirt?“

Der Ochsenwirt war der Ansicht gewesen, sein Mienenspiel ganz in der Gewalt zu haben und ärgerte sich im stillen, daß ihm der Fremde doch sogleich die Aufregung vom Gesicht abgelesen hatte. „Ein raffinierter Mensch ist das“, dachte er. Dann aber sagte er: „Allerdings — ich bin aufgeregt — es ist nämlich diese Nacht in der Nachbarschaft eingebrochen worden.“

Er beobachtete bei diesen Worten den Fremden scharf und es entging ihm nicht, daß ein Schatten über dessen Gesicht glitt, als empfinde er bei dieser Nachricht ein Gefühl des Unbehagens.

„Nun bin ich gerade in dies friedliche Dorf gekommen, um vor solchen Dingen sicher zu sein!“ sagte er lächelnd.

„D, bisher ist auch noch niemals etwas ähnliches bei uns passiert“, sagte der Ochsenwirt, den Fremden heimlich scharf betrachtend.

Der junge Mann seufzte leicht auf. „Ja, es ist eine Art Unstern von mir, daß überall Verbrechen sich da begehen, wo ich mich zur Erholung aufhalte“, meinte er.

„Ei, ei“, dachte der Ochsenwirt, „durch diese Bemerkung hat er sich selbst verraten! Nun will ich aufpassen. Es heißt immer, einen richtigen Verbrecher treibe es immer an den Ort zurück, wo er sein Verbrechen verübte. Wir wollen einmal sehen, ob das bei ihm auch der Fall ist.“

Und schon sagte der Fremde: „Ich hätte Lust, mir einmal das Haus anzusehen, wo der Einbruch verübt wurde.“

„Er ist's!“ dachte der Ochsenwirt. Fast hätte er einen Lustsprung gemacht vor Freude. „Ich werde Sie begleiten, Herr“, sagte er, „damit Sie den Weg nicht verfehlen!“ Im stillen dachte er: „Damit Sie nicht etwa heimlich Beweise ihrer Schuld vernichten oder mir gar durchbrennen, will ich sie nicht aus den Augen lassen.“

Bald darauf befand er sich mit dem Fremden bei dem Hause, in dem der nächtliche Einbruch passiert war. Der bestohlene Besitzer, ein allgemein geachteter Landwirt, war in großer Aufregung. „Alles, alles ist mir gestohlen worden“, flugte er, „und ich habe fest im Nebenzimmer geschlafen und nichts davon gemerkt! Ich bin in dieser Nacht ein armer Mann geworden!“

(Schluß folgt.)

## Spiel und Scherz.

### Humoristisches.



Tochter: „Papa, unser Klavier müßte einmal gestimmt werden!“

Vater: „Ach was, auch noch die Kosten! Jetzt bin ich schon abgehärtet!“

\* \* \*

Der Schriftsteller. „Was tut denn Ihr Sohn in Berlin?“ — „Er schreibt.“ — „Zum Vergnügen oder um Geld?“ — „Na — wenn er mir schreibt — immer um Geld!“

Unterschied. „It's wahr, daß Sie eine wesentliche Gehaltssteigerung erfahren haben?“ — „Nein — erfahren hab' ich sie nicht, auch nicht bekommen, sondern nur

erfahren, daß die Behörde sie in wohlwollender Erwägung zu ziehen eventuell geneigt sein dürfte.“

Gut gegeben. Herr (zum jungen Bettler): „Hm, warum verdienen Sie nicht Ihr Brot in saurer Arbeit?“ — Bettler: „Der Doktor hat mir alles Saure verboten!“

Bestätigung. Mutter: „Was das Möbel für Streiche macht! Mir ist das Kind ein Rätsel.“ — Vater: „Ja . . . und zwar ein ungeratenes!“

Abgefertigt. Ged: „Mein Fräulein, ich habe so lange geschwankt, ehe ich es wagte, Ihnen Herz und Hand anzubieten!“ — Fräulein: „Bitte, schwanken Sie weiter!“

Verplappert. Baron (der Besuch bekommen hat): „Johann, hole eine Flasche Wein aus unserem Keller!“ — Diener: „Die rote oder die weiße?“

Vorsicht. Nefte: „Heute habe ich eine Maschine gesehen, welche die Arbeit von dreihundert Männern leistete!“ — Onkel: „Das will nicht viel heißen, wenn die Männer alle so viel tun wie du!“

Kleiner Irrtum. Arzt: „Gute Frau, Sie brauchen nicht so laut zu reden, ich höre doch ganz gut.“ — Patientin: „Ach, Herr Doktor, mein Mann hat neulich gesagt, Sie verstehen nichts . . .!“

Fatale Zustimmung. Schlechter Tänzer: „Gnädiges Fräulein, ich habe noch nicht oft mit einer so flotten Tänzerin getanzt!“ — Dame: „Das merkt man Ihnen an!“

Mißverständnis. Tochter (beklammert): „O, schöne Zeit des Reisens!“ — Vater (Rheumatiker): „Hör' mir auf mit der schönen Zeit des Reisens!“

Der Menschenkenner. „Er sieht wirklich wie ein Narr aus.“ — „Aber, Papa, er hat mich eben um meine Hand gebeten.“ — „Wirklich? Und da wollt Ihr immer noch behaupten, ich wäre kein Menschenkenner?“

Ertappt. Richter (zum Kläger): „Sie erkennen also das Taschentuch als das Ihnen

gestohlene wieder?“ — Kläger: „Zawohl, Herr Richter.“ — Richter: „Es ist doch aber nicht das einzige Taschentuch dieser Art in der Welt. Sehen Sie hier, dies hier, das ich in der Tasche habe, sieht genau so aus.“ — Kläger: „Ganz genau so, Herr Richter, es sind mir aber auch zwei gestohlen!“

Abfuhr. „Ich habe Sie um eine Unterredung gebeten“, begann Mr. Hunt, „um mit Ihnen über Ihre Tochter zu sprechen. Sie werden bemerkt haben, das zwischen uns etwas ist . . .“ — „Das nicht“, antwortete Mr. Goldbrog, „aber es wird ganz sicher bald der Fall sein.“ — „Wirklich?“ — „Ja — der Atlantische Ozean, über den ich meine Tochter schicken werde, damit sie die Dummheiten vergißt . . .“

### Dexierbild.



Wo ist die Hausfrau?





Vom Kriegsschauplatz in Mexiko: Die amerikanische Flotte vor Veracruz.



Zur Erdbeben-Katastrophe in Sizilien: Aufräumarbeiten in Mortara.

### Bum Erdbeben in Sizilien.

Das Zentrum des Erdbebens befand sich bei Linera am Südostabhange des Aetna. Im Distrikt von Acireale sind alle Ortschaften und jedes einzelne Haus, jede Brücke zerstört. Linera ist ein Trümmerhausen, ebenso Santa Venerina. Jafferana Metnea und Santa Maria Vergine della Catena ist dem Erdboden gleichgemacht. Cosentino ist völlig zerstört. In Verbati stürzte das Hospital ein. Zwischen Linera und Santa Venerina ist die Brücke zerstört, bei deren Einsturz einige Personen verletzt wurden. Flüchtlinge berichteten, das Erdbeben sei so stark gewesen, daß der Erdboden wie das Meer im Sturm getanzt habe. In den Häusern Catanas erlosch das elektrische Licht, die Stühle und Tische sprangen in die Höhe. Bei

Mangano hat sich ein breiter, tiefer Erdsplatt gebildet; der Boden ist nicht zuerspähnen, Schwefeldämpfe entsteigen dem Schacht. Ein furchtbarer Anblick war es, als Kirchtürme, Häuser und Höfe plötzlich wie von Riesen Händen geschüttelt erschienen. — Die Ursache des Erdbebens wird von dem bekannten Abbé Alfani, dem Direktor des Observatoriums in Florenz, auf vulkanische Vorgänge im Innern des Aetna zurückgeführt. Das Beben ist also tatsächlich durch größere Einstürze im Aetnatrater veranlaßt worden, durch die diese Distrikte schon so häufig schweren Schaden erlitten haben, so daß die Bevölkerung mit solchen Katastrophen schon fast rechnet. Wie Prof. Ricco mitteilt, sind die Vorbeben selbst von den feinsten seismographischen Apparaten nicht verzeichnet worden, dagegen hat das Hauptbeben den großen Seismographen und japanischen Pendel zerstört. Das Erdbeben wurde auf sämtlichen deutschen Erdbebenstationen durch die Apparate angezeigt.



Zur Erdbebenkatastrophe in Sizilien: Geborgenes Mobiliar vor einem zerstörten Haus.